# DIE KATHOLISCHE KIRCHE
# AUF DEM WEG DURCH DIE ZEIT

## Der Beitrag der katholischen Kirche zur Humanisierung Europas

# DIE KATHOLISCHE KIRCHE
# AUF DEM WEG DURCH DIE ZEIT

## Der Beitrag der katholischen Kirche zur Humanisierung Europas

21. Theologische Sommerakademie in Augsburg 2013
Veranstalter: Initiativkreis katholischer Laien und Priester in der Diözese Augsburg e. V.

Copyright © 2014 Initiativkreis katholischer Laien und Priester in der Diözese Augsburg e. V.
Alle Rechte vorbehalten unter Berücksichtigung der Autorenrechte.
Satz und Layout: Gerhard Stumpf

Hrsg.: Gerhard Stumpf, Landsberg,
Eigenverlag: Initiativkreis, Januar 2014
ISBN 978-3-9814138-2-3

Titelbild: Ornament aus der Apsis von S. Apollinare in Classe
Umschlaggestaltung: Gerhard Stumpf

# DIE KATHOLISCHE KIRCHE
# AUF DEM WEG DURCH DIE ZEIT

## Der Beitrag der katholischen Kirche zur Humanisierung Europas

# Inhaltsverzeichnis

Vorwort
*Gerhard Stumpf* 7

Zum Selbstverständnis der katholischen Kirche nach den Aussagen des Zweiten Vatikanischen Konzils („Lumen gentium“)
*Josef Kreiml* 11

Der Beitrag der katholischen Ehelehre zur Humanisierung von Ehe und Familie
*Christian Schulz* 33

„Neuen Wein in neue Schläuche!“
12 Impulse aus dem Zisterzienserorden an die Kirche, historisch, iuridisch, spirituell
*Maria Hildegard Brem O.Cist.* 59

Die katholische Kirche in der Zeit des Nationalsozialismus
*Konrad Löw* 97

Glaube wächst an Widerständen
Ein Leib, eine Gemeinde, ein Auftrag
*Ado Greve* 107

Intoleranz gegen Christen in Europa
*Mathias von Gersdorff* 137

Der Beitrag der katholischen Moral- und Soziallehre zur humanen Gesellschaft
*Lothar Roos* 157

Die Kirche und das Reich Gottes
*Anton Ziegenaus* 187

Predigten 199

Das Wirken des Heiligen Geistes
*Harald Heinrich* 201

Angelpunkt unseres Glaubens
*Anton Ziegenaus* 207

Gedanken zu Maria Vesperbild
*Wilhelm Imkamp* 209

Wallfahrt im Dienst leib-seelischer Gesundheit
*Gerhard Löffler OMI* 213

In Gott und Afrika verwurzelt
*Martin Trieb OSB* 223

Maria
*Anton Ziegenaus* 224

Referenten 227

# Vorwort

Zu allen Zeiten stand und steht die katholische Kirche im Rampenlicht der Öffentlichkeit. Sie wird betrachtet als eine wachsende und sich über die ganze Erde erstreckende Gemeinschaft von Menschen aus allen Völkern und aus allen sozialen Schichten. Ihr strömen die Menschen zu aus Religionen, die schon lange vor dem Christentum existierten, aus Konfessionen, die sich im Laufe der Geschichte von der katholischen Kirche abgespaltet haben, und aus Ideologien, die dem Menschen das Paradies auf Erden versprechen, die dem Menschen Autonomie einreden wollen, und den Menschen mit Wissenschaften und Technik den Gedanken an Gott und die letzte und endgültige Sinnerfüllung mit Gott ausreden wollen.

Weil die katholische Kirche nach 2000 Jahren immer noch attraktiv ist, aber alle Kräfte, denen die Kirche ein Dorn im Auge war und ist, den eigenen Untergang erlebt haben oder vor Augen haben, möchte man die Kirche mit sich in den Untergang reißen. Dies kann nur geschehen, indem das Gebilde Kirche mit staatlichen oder parteilichen Organisationen gleichgesetzt wird. Dann sind die Verantwortungsträger Funktionäre mit Apparaten und das Grundgesetz, die Bibel, wird als veraltetes Buch mit längst überholten Inhalten denunziert. Jesus, der Gründer, wird entmythologisiert; Liturgie, Sakramente und Riten werden in den Bereich von Prunk, Protz und überholtem Brauchtum

geschoben. Wäre die Kirche aber nur eine Organisation, so würde sie schon längst nicht mehr existieren.
Weil es die katholische Kirche immer noch gibt, wirft man ihr das als Ungerechtigkeit vor, was man nicht verstehen kann oder will. Immer noch hält sie am Zölibat der Priester fest, immer noch bleibt das Eheversprechen gültig bis zum Tod des Partners, und der Zugang zum Priestertum bleibt den Frauen verwehrt. Doch solche Vorwürfe hindern die katholische Kirche nicht, unbeirrt in die Zukunft zu schreiten.
Bosheit allerdings kennt keine Grenzen. So bleibt als letztes Mittel übrig, die Kirche zu diffamieren. Die Kirche, unterdrückt und verfolgt von menschenverachtenden Ideologien, wird trotz der objektiven Aktenlage zum Komplizen gestempelt. Vieles, was sie zum Wohl der Menschen gesammelt und aufgebaut hatte, wurde jedoch von säkularen und antikirchlichen Kräften geplündert und zerstört.
Die Kirche bleibt unterwegs durch die Zeit. Die Theologische Sommerakademie zeigte, wie sich die Kirche selbst versteht, wie sie mit ihrer Lehre Werte und Wege aufzeigt, das Leben menschlicher zu gestalten. Nur wer blind und taub ist, merkt nicht, dass trotz des Einsatzes für die Menschen die Kirche gegenwärtig verfolgt und diskriminiert wird. Immer wieder ist es auch nötig, die Geschichte wahrhaftig darzustellen. Nur dort, wo die Menschen wissen, dass sie vor Gott ihr Leben in der Gemeinschaft der Menschen gestalten, gibt es das Schuldbekenntnis, das immer ein persönliches ist und nicht auf die Gemeinschaft der Gläubigen abgewälzt werden kann, geschweige denn auf Christus. In seiner Enzyklika *Mystici Corporis* schreibt Pius XII.:
„So hat denn Christus durch seinen Tod am Kreuze nicht bloß der verletzten Gerechtigkeit des Ewigen Vaters Genüge

getan, sondern Er hat uns als Seinen Brüdern zugleich eine unaussprechliche Fülle von Gnaden verdient. Diese hätte Er selbst unmittelbar dem gesamten Menschengeschlecht zuteilen können; Er wollte es aber tun durch die sichtbare Kirche, zu der die Menschen sich vereinigen sollten, damit so bei der Verteilung der göttlichen Erlösungsfrüchte alle Ihm gewissermaßen Helferdienste leisten könnten. Wie nämlich das Wort Gottes unsere Natur gebrauchen wollte, um durch seine Schmerzen und Peinen die Menschen zu erlösen, so gebraucht Es ähnlicherweise im Laufe der Jahrhunderte die Kirche, um dem begonnenen Werk Dauer zu verleihen *(Conc. Vat., Const. de Eccl)*.

Bei einer Wesenserklärung dieser wahren Kirche Christi, welche die heilige, katholische, apostolische, römische Kirche ist (ebd., Const. de fid. cath., Kap. 1), kann nichts Vornehmeres und Vorzüglicheres, nichts Göttlicheres gefunden werden als jener Ausdruck, womit sie als „der mystische Leib Jesu Christi“ bezeichnet wird. Dieser Name ergibt sich und erblüht gleichsam aus dem, was in der Heiligen Schrift und in den Schriften der heiligen Väter häufig darüber vorgebracht wird *(Pius XII. Mystici corporis, 1. Teil)*.“

Damit macht Papst Pius XII. deutlich, dass das Leben Christi mit dem Leben der Kirche aufs engste verflochten ist. Wenn wir mit den Augen des Glaubens im Dienst des Leitens, Lehrens und Heiligens der Kirche Jesus Christus erkennen, dann wissen wir, dass das Göttliche an der Kirche „die unaussprechliche Fülle von Gnaden“ ist. Wie Gott mit der menschlichen Vernunft mit Sicherheit erkannt werden kann (vgl. Röm 1,20), so können die Gnaden Gottes in der Kirche von jedem Menschen erkannt werden, sofern er mit seinem freien Willen die Wahrheit erkennen will. Wer kann all das Gute übersehen, das Menschen aus Liebe zu Christus

in aller Selbstlosigkeit getan haben? Wer kann die Märtyrer überhören, die ihr Leben geopfert und ihren Mördern verziehen haben? Wer hat nicht die Gelegenheit, im täglichen Leben oder in der Literatur, Menschen kennenzulernen, die mit den Sakramenten der Kirche ihr Leben gestalten? Wenn nun die göttlichen Gnaden in der Kirche erkennbar sind, dann erkennen wir in der Kirche auch, dass sie an ihrem Leibe Verfolgung und Folter erlebt. Wo Christen verfolgt werden, ist es Christus, der leidet. Die Verfolgung der Kirche wird nicht aufhören. Christus wird auch weiterhin daran leiden, dass Christen sündigen. Doch die Abkehr von der Sünde im Sakrament der Buße führt uns wieder auf den Weg Christi zum Kreuz und darüber hinaus zur Auferstehung. In der Schwachheit unserer Menschlichkeit wollen wir Zeugnis von der ewigen Wahrheit Gottes geben.

*Am Fest der Bekehrung des hl. Paulus 2014* *Gerhard Stumpf*

# Zum Selbstverständnis der katholischen Kirche nach den Aussagen des Zweiten Vatikanischen Konzils *Lumen gentium*

*Josef Kreiml*

Mit Recht hat Kurt Kardinal Koch festgestellt, dass die Theologie der dogmatischen Konstitution über die Kirche *Lumen gentium* des Zweiten Vatikanums „viel zuwenig auf das durchschnittliche Leben der Gläubigen und der kirchlichen Gemeinschaft eingewirkt hat".[1] Im Blick auf die Kapitel V bis VIII von *Lumen Gentium* müsse man hinsichtlich einer angemessenen Rezeption geradezu „Fehlanzeige erstatten". „*Lumen gentium*" sei „weitgehend nur selektiv rezipiert" worden. „Während sich der grundlegende Gedanke der Kirche als Sakrament in der Breite des kirchlichen und auch des theologischen Bewusstseins nicht durchsetzen konnte, wird in der Kategorie des Volkes Gottes der beinahe als revolutionär gepriesene Neuansatz der konziliaren Ekklesiologie gesehen und von daher Kirchenreform vor allem als Stukturreform verstanden."[2] Angesichts einer über weite Strecken einseitigen Konzilsrezeption soll im Folgenden der Versuch unternommen werden, grundlegende Aussagen der Kirchenkonstitution im Hinblick auf das Selbstverständnis der katholischen Kirche zu entfalten.

Nach dem Ersten Weltkrieg hat Romano Guardini den Satz formuliert, der bald zum geflügelten Wort wurde: „Ein Vorgang von unübersehbarer Tragweite hat begonnen: Die

Kirche erwacht in den Seelen.“[3] Die Frucht dieses Erwachens ist das Zweite Vatikanum gewesen; es hat der ganzen Kirche zugeeignet, was zwischen 1920 und 1960 hoffnungsvoll an Glaubenserkenntnis gereift war. Um das Zweite Vatikanum verstehen zu können, müssen wir uns in großen Zügen die denkerischen Strömungen vor Augen führen, die zum Konzil hinführten.

## 1. Kirche als Leib Christi

### 1.1. Das Bild vom mystischen Leib

Der Satz Guardinis vom Erwachen der Kirche in den Seelen war sehr bedachtsam formuliert; denn gerade darauf kam es ihm an, dass „Kirche nun als etwas Innerliches erkannt und erfahren wurde, das nicht wie irgendein Apparat uns gegenübersteht, sondern in uns selber lebendig ist“[4]. Wurde Kirche bis dahin v. a. als Struktur und Organisation angesehen, so kam nun folgende Einsicht auf: Wir selber sind die Kirche. Sie ist mehr als Organisation; sie ist Organismus des Heiligen Geistes, etwas Lebendiges, das uns alle von innen her umfasst. Dieses neue Bewusstsein von Kirche fand seine sprachliche Form im Wort vom „mystischen Leib Christi“. In dieser Formel drückte sich eine neue und befreiende Erfahrung von Kirche aus, die Guardini – im Jahr der Verabschiedung von *Lumen gentium* (1965) – so formuliert hat: Kirche ist „keine erdachte und konstruierte Institution … , sondern ein lebendiges Wesen … sich wandelnd … dennoch im Wesen immer die gleiche und ihr Innerstes ist Christus. ... Solange wir die Kirche nur als eine Organisation ansehen …, haben wir zu ihr noch nicht das richtige Verhältnis. … sie ist ein lebendiges Wesen, und unser Verhältnis zu ihr

muss selbst Leben sein“[5]. Es ist heute nicht ganz leicht, die Begeisterung zu vermitteln, die damals in solcher Erkenntnis lag. Im Zeitalter des liberalen Denkens hatte die katholische Kirche als ein verknöcherter Apparat gegolten, der sich den Errungenschaften der Neuzeit beharrlich widersetzte. Denn in der Theologie stand die Frage des päpstlichen Primats so sehr im Vordergrund, dass Kirche wesentlich als zentral gelenkte Institution erschien, die man zäh verteidigte, die einem aber doch irgendwie nur von außen gegenübertrat. Nun wurde wieder sichtbar, dass Kirche viel mehr ist, dass wir alle sie im Glauben mittragen, wie sie uns trägt. Es wurde sichtbar, dass Kirche organisches Wachsen durch die Jahrhunderte bedeutet. Durch sie bleibt das Geheimnis der Inkarnation gegenwärtig; Christus schreitet weiter durch die Geschichte.

Welche Elemente aus diesem ersten Aufbruch sind ins Zweite Vatikanum eingeflossen? Das erste ist die christologische Bestimmung des Kirchenbegriffs. Johann Adam Möhler (1796-1838), der große Erwecker der katholischen Theologie nach den Verwüstungen der Aufklärung, hat einmal gesagt: Eine gewisse falsche Theologie kann man karikierend in folgendem Satz zusammenfassen: „Christus hat am Anfang die Hierarchie gegründet und damit ist für die Kirche bis zum Ende der Zeiten genug gesorgt.“[6] Dem ist – so Möhler – entgegenzustellen, dass Kirche mystischer Leib ist, d. h. dass Christus selbst sie immer neu begründet; dass er in ihr nie nur Vergangenheit, sondern immer und vor allem Gegenwart und Zukunft ist.

Kirche ist Gegenwart Christi, unsere Gleichzeitigkeit mit ihm, seine Gleichzeitigkeit mit uns. Sie lebt davon, dass Christus in den Herzen der Menschen gegenwärtig ist. Von da formt sich Christus die Kirche. Deshalb ist das erste Wort der Kirche „Christus“ und nicht sie selbst. Das Zweite

Vatikanum hat diese Einsicht großartig dadurch an die Spitze seiner Erwägungen gestellt, dass es den grundlegenden Text über die Kirche mit den Worten beginnt: *Lumen gentium cum sit Christus* („weil Christus das Licht der Welt ist"). Nur deshalb kann die Kirche sein Leuchten weitergeben. Wenn wir das Konzil recht verstehen wollen, müssen wir immer wieder bei diesem ersten Satz beginnen. Als Zweites ist aus diesen Anfängen der Aspekt der Innerlichkeit und derjenige der Gemeinschaft der Kirche festzuhalten. Kirche wächst von innen nach außen, nicht umgekehrt. Sie bedeutet v. a. innerste Gemeinschaft mit Christus; sie formt sich im Gebetsleben, im Leben der Sakramente, in den Grundhaltungen des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe.

Kirche wächst von innen. Das sagt uns das Wort vom Leib Christi. Aber es schließt gerade so auch das andere ein: Christus hat sich einen Leib gebaut. In ihn muss ich mich einfügen als demütiges Glied; anders ist er nicht zu finden, so aber ganz, weil ich sogar sein Organ in dieser Welt und damit für die Ewigkeit geworden bin. Die liberale Idee, Jesus sei interessant, die Kirche aber eine missglückte Angelegenheit, schied mit dieser Erkenntnis von selber aus. „Christus gibt es nur in seinem Leib, nie bloß ideell. Das heißt: mit den anderen, mit der beständigen, die Zeit durchschreitenden Gemeinschaft, die dieser sein Leib ist."[7] Die Kirche ist nicht Idee, sondern Leib; das Ärgernis der Fleischwerdung, an dem so viele Zeitgenossen Jesu zerbrachen, geht weiter in den Ärgerlichkeiten der Kirche. Auch hier gilt: Selig, wer sich an mir nicht ärgert. Dieser gemeinschaftliche Charakter der Kirche bedeutet notwendigerweise ihren Wir-Charakter. Sie ist nicht irgendwo; wir selber sind sie. Freilich kann keiner sagen: *Ich* bin die Kirche. Jeder muss und darf sagen: *Wir* sind die Kirche. „Wir" – das ist nicht eine Gruppe, die

sich isoliert, sondern eine, die sich hineinhält in die ganze Gemeinschaft aller Glieder Christi, der lebenden und der toten. Kirche ist gegenwärtig in diesem geöffneten Wir, das Grenzen aufschließt – soziale und politische, aber auch die Grenze zwischen Himmel und Erde. Wir sind die Kirche: Daraus wächst Mitverantwortung, aber auch eigenes Mitwirkendürfen. Daraus ergibt sich dann auch das Recht zur Kritik, die immer und zuerst Selbstkritik sein muss. Auch diese Überlegungen sind ins Konzil eingegangen. Alles, was über die gemeinsame Verantwortung der Laien gesagt wurde, und alles, was an Rechtsformen zu ihrer sinnvollen Verwirklichung geschaffen wurde, ist daraus hervorgewachsen.[8]

Auch der Gedanke der Entwicklung und der geschichtlichen Dynamik der Kirche gehört in diesen Kontext: Ein Leib bleibt mit sich identisch gerade dadurch, dass er ständig im Prozess des Lebens neu wird. Für den seligen John Henry Newman (1801-1890) war der Gedanke der Entwicklung die eigentliche Brücke seiner Konversion zur Katholischen Kirche geworden. Der Entwicklungsgedanke gehört zu den entscheidenden Grundbegriffen des Katholischen, die noch lange nicht genug bedacht sind, obwohl dem Zweiten Vatikanum das Verdienst zukommt, ihn wohl zum ersten Mal in einem feierlichen Lehrdokument formuliert zu haben. Wer sich nur am Wortlaut der Schrift oder an den Formen der Väterkirche festklammern will (Protestanten bzw. Anglikaner), verbannt Christus ins Gestern. Die Folge wäre dann entweder ein steriler Glaube, der dem Heute nichts zu sagen hat, oder eine Eigenmächtigkeit, die 2000 Jahre Geschichte überspringt, sie in den Mülleimer der Fehlentwicklungen wirft, und sich selbst ausdenkt, welche Gestalt das Christentum eigentlich haben müsste. Dann kann

nur ein Kunstprodukt unseres eigenen Machens entstehen, dem keine Beständigkeit innewohnt. Wirkliche Identität mit dem Ursprung kann es nur in Verbindung mit der lebendigen Kontinuität, die den Ursprung entfaltet und zugleich bewahrt, geben.

### 1.2. Eucharistische Ekklesiologie

Die erste Phase der inneren Wiederentdeckung der Kirche hatte sich – wie schon gesagt – um den Begriff des mystischen Christusleibes gesammelt, der aus der Theologie des hl. Paulus entwickelt (vgl. 1 Kor 12,12-31a) und die Gedanken der Gegenwart Christi wie der Dynamik des Lebendigen in den Vordergrund rückte. Weitere Forschungen führten zu neuen Erkenntnissen: Vor allem Henri de Lubac (1896-1991)[9] hat mit umfassender Gelehrsamkeit gezeigt, dass das Wort *corpus mysticum* ursprünglich die heiligste Eucharistie bezeichnete und dass für Paulus wie für die Kirchenväter der Gedanke der Kirche als Leib Christi untrennbar mit dem Gedanken der Eucharistie verbunden war, in der Christus leibhaftig da ist und uns seinen Leib zur Speise gibt.
So entstand eine eucharistische Ekklesiologie, die man häufig auch *communio*-Ekklesiologie nennt. Die *communio*-Ekklesiologie ist „das eigentliche Herzstück der Lehre des Zweiten Vatikanums über die Kirche geworden, das Neue und zugleich ganz Ursprüngliche, das uns dieses Konzil schenken wollte“[10]. Kardinal Ratzinger hat darauf hingewiesen, dass etwa seit der Bischofssynode von 1985 – 20 Jahre nach Konzilsende – ein neuer Versuch dominiert, das Ganze der konziliaren Ekklesiologie im Grundbegriff der *communio*-Ekklesiologie zusammenzufassen. Das Wort *communio* kann – richtig aufgefasst – als „Synthese für die wesentlichen

Elemente konziliarer Ekklesiologie dienen“[11].
Was ist mit eucharistischer Ekklesiologie gemeint? Das Erste ist, dass Jesu letztes Abendmahl als der eigentliche Akt der Kirchengründung erkennbar wird. Jesus schenkt den Seinen die Liturgie seines Todes und seiner Auferstehung und so das Fest des Lebens. Er wiederholt im Abendmahl den Sinai-Bund. Was dort nur ein Anlauf in Zeichen gewesen ist, wird nun ganz Wirklichkeit: die Bluts- und Lebensgemeinschaft zwischen Gott und dem Menschen. Das Abendmahl nimmt Kreuz und Auferstehung vorweg und setzt sie zugleich notwendig voraus; denn sonst bliebe alles leere Gebärde. Die Kirchenväter konnten mit einem wunderbaren Bild sagen, die Kirche habe ihren Ursprung in der geöffneten Seite des Herrn, aus der Blut und Wasser flossen. Das ist in Wirklichkeit – nur von einer anderen Seite her gesehen – dasselbe wie die Aussage: Das Abendmahl ist der Anfang der Kirche. Denn die Eucharistie schließt immer Menschen zusammen – nicht nur untereinander, sondern mit Christus, und so macht sie Menschen zur Kirche. Zugleich ist damit die grundlegende Verfassung der Kirche gegeben: Kirche lebt in Eucharistiegemeinschaften. Ihr Gottesdienst ist ihre Verfassung; sie selbst ist ihrem Wesen nach Gottesdienst und deshalb Menschendienst, d. h. Dienst der Weltverwandlung.
Der Gottesdienst ist *die* Form der Kirche. In der Kirche gibt es somit ein ganz eigenes, sonst nicht vorkommendes Verhältnis von Vielfalt und Einheit. In jeder Eucharistiefeier ist Christus ganz gegenwärtig; er gibt sich immer ganz und ungeteilt. Deshalb sagt das Konzil: Die „Kirche Christi ist wahrhaft in allen rechtmäßigen Ortsgemeinschaften der Gläubigen anwesend, die in der Verbundenheit mit ihren Hirten im Neuen Testament auch selbst Kirchen heißen. Sie sind nämlich je an ihrem Ort, im Heiligen Geist und mit

großer Zuversicht (vgl. 1 Thess 1,5) das von Gott gerufene neue Volk … In diesen Gemeinden, auch wenn sie oft klein und arm sind oder in der Diaspora leben, ist Christus gegenwärtig, durch dessen Kraft die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche geeint wird“ (*Lumen gentium* 26). Aus dem Ansatz der eucharistischen Ekklesiologie folgt jene Ekklesiologie der Ortskirchen, die für das Zweite Vatikanum kennzeichnend ist und den inneren, sakramentalen Grund für die Lehre von der Kollegialität der Bischöfe darstellt.[12]

An dieser Stelle nimmt das Konzil Anregungen aus der orthodoxen und aus der protestantischen Theologie auf, die die Konzilsväter aber in eine größere katholische Sicht integrieren: Der Gedanke der eucharistischen Ekklesiologie wurde zuerst in der orthodoxen Theologie russischer Exilstheologen entwickelt und dabei dem vermeintlichen römischen Zentralismus entgegengesetzt. Jede Eucharistiegemeinde – so wurde gesagt – ist schon ganz Kirche, weil sie Christus ganz hat. Deswegen sei die äußere Einheit mit den anderen Gemeinden für die Kirche nicht konstitutiv. Somit kann – so wurde gefolgert – Einheit mit Rom nicht konstitutiv für die Kirche sein. Solche Einheit sei schön, weil sie Christus nach außen hin darstellt, aber sie gehöre nicht eigentlich zum Wesen der Kirche, weil man der Ganzheit Christi nichts hinzufügen kann.

Von einem anderen Ausgangspunkt her wies die protestantische Vorstellung von der Kirche in dieselbe Richtung. Martin Luther hatte in der Gesamtkirche nicht mehr den Geist Christi erkennen können. Auch die protestantischen Landeskirchen, die aus der Reformation entstanden, konnte er nicht im eigentlichen Sinn für Kirche halten: Sie waren nur soziologisch-politisch notwendige Zweckapparate unter der Leitung der politischen Gewalten. Die Kirche zog sich

– so Luther – in die Gemeinde zurück. Nur die Versammlung, die je an Ort und Stelle das Wort Gottes hört, ist Kirche. Deswegen hat der Reformator das Wort „Kirche“ vollständig durch das Wort „Gemeinde“ ersetzt. Kirche wurde zum Negativbegriff.

Im Text des Zweiten Vatikanums sind einige Nuancen auffällig: Die Konzilsväter sagen nicht einfach „Die Kirche ist ganz in jeder Eucharistie feiernden Gemeinde“, sondern sie formulieren: „Die Kirche ist wahrhaft in allen *rechtmäßigen* Ortsgemeinschaften der Gläubigen anwesend, die *in Verbundenheit mit ihren Hirten* … Kirchen heißen.“ Zwei Elemente sind wichtig: Die Gemeinde muss „rechtmäßig“ sein, damit sie Kirche sei, und rechtmäßig ist sie „in der Verbundenheit mit den Hirten“. Das bedeutet zunächst Folgendes: Niemand kann sich selbst zur Kirche machen. Es kann nicht einfach eine Gruppe, die das Neue Testament liest, zusammentreten und sagen: Wir sind nun Kirche. Zur Kirche gehört wesentlich das Element des Empfangens, so wie der Glaube vom Hören kommt und nicht Produkt eigener Entschlüsse oder Reflexionen ist. Glaube ist Begegnung mit dem, was ich nicht erdenken oder durch Leistung herbeiführen kann, sondern was mir begegnen muss. Diese Struktur des Empfangens heißt „*Sakrament*“. Kirche kann man nur empfangen – von dort her, wo sie schon ist und wo sie wirklich ist: aus der sakramentalen Gemeinschaft seines durch die Geschichte hindurchgehenden Leibes. Aber noch etwas muss in den Blick genommen werden: Es hilft uns, das schwierige Wort „rechtmäßige Gemeinschaften“ zu verstehen: Christus ist überall ganz: Diesen wichtigen Gesichtspunkt hat das Konzil gemeinsam mit den Orthodoxen formuliert. Aber Christus ist auch überall nur einer, und deshalb kann ich den einen Herrn nur in der Einheit haben, die er selber ist, in der

Einheit mit den anderen, die *auch* sein Leib sind und in der Eucharistie es immer neu werden sollen. Deshalb ist die Einheit der Eucharistie feiernden Gemeinden untereinander nicht eine äußere Zutat zur eucharistischen Ekklesiologie, sondern ihre innere Bedingung. Nur in der Einheit ist *der eine*. Insofern ruft das Konzil die Selbstverantwortung der Gemeinden auf und schließt doch jede Selbstgenügsamkeit aus. Es trägt eine Ekklesiologie vor, für die das Katholisch-Sein, d. h. die Gemeinsamkeit der Glaubenden aller Orte und aller Zeiten, „nicht organisatorische Äußerlichkeit, sondern von innen kommende Gnade und zugleich sichtbares Zeichen für die Kraft des Herrn ist“[13].

## 2. Die Kollegialität der Bischöfe

Mit der eucharistischen Ekklesiologie ist aufs Engste der Gedanke der bischöflichen Kollegialität verbunden, der ebenfalls zu den tragenden Säulen der Ekklesiologie des Zweiten Vatikanums zählt. Auch dieser Gedanke ist aus der Erforschung der gottesdienstlichen Struktur der Kirche entwickelt worden. Der belgische Liturgiewissenschaftler Bernard Botte OSB (1893-1980) hat ihn als erster deutlich formuliert und damit die Tür für das Konzil in diesem Punkt geöffnet.[14] Hier wird auch der Zusammenhang mit der liturgischen Bewegung der Zeit zwischen den Weltkriegen sichtbar. Der Disput um die Kollegialität ist nicht ein Streit um die Anteile an der Macht in der Kirche zwischen Papst und Bischöfen, obwohl er zu einem solchen Streit sehr leicht degenerieren kann. Dieser Disput ist auch nicht eigentlich ein Streit um rechtliche Formen und institutionelle Strukturen. Vielmehr ist Kollegialität ihrem Wesen nach dem eigentlichen Dienst der Kirche – dem Gottesdienst – zugeordnet. Bernard

Botte hat den Begriff „Kollegialität“ den ältesten liturgischen Ordnungen entnommen und ihn von da her konzipiert.
Botte weist auf zwei Ebenen des Kollegialitätsgedankens hin: Die erste Ebene besteht darin, dass der Bischof vom Kollegium der Presbyter umgeben ist. In dieser Tatsache drückt sich aus, dass die alte Kirche keine Selbstgenügsamkeit der einzelnen Gemeinden kannte. Denn die Presbyter, die ihnen dienen, gehören zusammen; sie bilden miteinander den „Rat“ des Bischofs. „Die Gemeinden sind durch die Presbyter untereinander zusammengehalten und durch den Bischof hineingehalten in die größere Einheit der Gesamtkirche. Das Priestersein schließt immer ein Miteinandersein ein und die Zuordnung zu einem Bischof, die zugleich Zuordnung zur Kirche als ganzer ist.[15]
Die Bischöfe bilden zusammen den „*ordo*“. Später ist das Wort *ordo* förmlich zur Bezeichnung des Weihesakramentes geworden, zu dessen wesentlichen Inhalten damit das Eintreten in einen gemeinschaftlichen Dienst gehört. Das Wort *ordo* wechselt mit *collegium*. Beide Begriffe besagen im gottesdienstlichen Zusammenhang dasselbe: Der Bischof ist Bischof einzig in der katholischen Gemeinschaft derer, die es vor ihm waren, die es mit ihm sind und die es nach ihm sein werden. Kollegialität gehört zum Wesen des bischöflichen Amtes. Die Dimension der Zeit ist in diesem Wort mitgemeint: Kirche ist nicht etwas, was wir heute machen, sondern was wir aus der Geschichte der Glaubenden empfangen und als Unvollendetes weitergeben, das sich erst in der Wiederkunft des Herrn erfüllen wird.
Das Konzil hat diesen Gedanken mit dem anderen Grundbegriff des Sakraments der Bischofsweihe, mit der Idee der apostolischen Nachfolge (*successio apostolica*), zu einer organischen Synthese verschmolzen. Es erinnert daran,

dass auch die Apostel Gemeinschaft waren („die Zwölf"). Zwölf ist die Symbolzahl des Gottesvolkes (Zwölf-Stämme-Volk). Zwölf war auch eine kosmische Zahl – die Zahl der Sternbilder, die das Jahr, die Zeit des Menschen, gliedern. So wurde die Einheit von Geschichte und Kosmos – der kosmische Charakter der Heilsgeschichte – unterstrichen.
Kollegialität – wie das Konzil sie formuliert – ist selbst nicht unmittelbare Rechtsfigur, wohl aber eine theologische Vorgabe ersten Ranges sowohl für das Recht der Kirche als auch für das pastorale Handeln. Die Rechtsgestalt, die den unmittelbarsten Ausdruck der theologischen Wirklichkeit „Kollegialität" darstellt, ist das Ökumenische Konzil.

## 3. Kirche als Volk Gottes

Was hat es mit dem ekklesiologischen Begriff „Volk Gottes" auf sich? Wieder müssen wir auf Entwicklungen zurückgreifen, die dem Konzil vorausgegangen sind. Nach dem ersten Enthusiasmus der Entdeckung des Leib-Christi-Gedankens kam es allmählich zu Vertiefungen und Korrekturen in doppelter Richtung. Eine erste Form von Korrektur begann Ende der 1930er Jahre, als verschiedene Theologen kritisierten, dass mit der Idee des mystischen Leibes das Verhältnis von sichtbar und unsichtbar, von Recht und Gnade, von Ordnung und Leben letztlich ungeklärt bleibe. Diese Theologen schlugen deshalb v. a. den im Alten Testament belegten Begriff „Volk Gottes" als die umfassendere Beschreibung von Kirche vor, die sich auch leichter mit soziologischen und rechtlichen Kategorien vermitteln lasse, während Leib Christi ein Bild bleibe, das wichtig sei, aber dem Anspruch der Theologie auf Begriffsbildung nicht genüge. Diese zunächst etwas vordergründige Kritik am

Leib-Christi-Gedanken wurde später von verschiedenen Aspekten her vertieft, aus denen sich dann der positive Gehalt entfaltete, mit dem der Volk-Gottes-Begriff in die konziliare Ekklesiologie eingegangen ist.

Ein erster wichtiger Punkt war der Streit um die Kirchengliedschaft, der sich im Anschluss an die Enzyklika *Mystici corporis* ergab, die Papst Pius XII. 1943 veröffentlicht hat. Er hat in dieser Enzyklika festgestellt, dass Kirchengliedschaft an drei Voraussetzungen gebunden ist: Taufe, rechter Glaube und Zugehörigkeit zur rechtlichen Einheit der Kirche. Damit waren aber die Nichtkatholiken von der Kirchengliedschaft gänzlich ausgeschlossen. In Deutschland, einem Land, in dem die ökumenische Frage sehr drängend war, führte diese Aussage zu heftigen Auseinandersetzungen, zumal der *Codex Iuris Canonici* eine andere Perspektive eröffnete. Nach der darin festgehaltenen Rechtstradition der Kirche begründet die Taufe eine unverlierbare Form von konstitutiver Zugehörigkeit zur Kirche. So wurde sichtbar, dass rechtliches Denken unter Umständen mehr Beweglichkeit und Offenheit geben kann als eine „mystische" Konzeption. Man fragte sich, ob das Bild vom „mystischen Leib" als Ausgangspunkt nicht zu eng sei, um die vielfältigen Formen der Zugehörigkeit zur Kirche zu definieren. Das Bild vom „Leib" stellt für die Zugehörigkeit nur die Vorstellung des „Gliedes" bereit. Glied ist man, oder man ist es nicht. Da gibt es keine Zwischenstufen. Insofern hielt man den Ausgangspunkt des Bildes für zu eng, weil es doch ganz offensichtlich Zwischenstufen geben müsse.

So stießen verschiedene Theologen auf das Wort vom „Volk Gottes", das in dieser Hinsicht weiträumiger und beweglicher ist. Die Kirchenkonstitution hat es gerade in dieser Verwendung aufgenommen, wenn sie das Verhältnis

der nichtkatholischen Christen zur katholischen Kirche mit dem Begriff der „*Verbindung*“ umschreibt und dasjenige der Nichtchristen mit dem Wort „*Zuordnung*“, wobei sich *Lumen gentium* beide Male (Nr. 15 und 16) auf den Volk-Gottes-Gedanken stützt. Der Begriff „Volk Gottes“ wurde vom Konzil v. a. als ökumenische Brücke eingeführt.

Der Leib-Christi-Gedanke wurde dahingehend entwickelt, dass die Kirche gern als „der fortlebende Christus auf Erden“ und die bis zum Ende der Zeiten weitergehende Inkarnation des Sohnes beschrieben wurde. Das rief den Widerspruch der Protestanten hervor, die darin eine unerträgliche Selbstidentifizierung der Kirche mit Christus sahen. Allmählich neigten auch katholische Denker zu der Auffassung, dass mit dieser Formel allem amtlichen Handeln und Sprechen der Kirche eine Endgültigkeit zugeschrieben werde, die jede Kritik als Angriff auf Christus selbst erscheinen lasse und das Menschlich-allzu-Menschliche in der Kirche einfach übersehe. Es müsse – so wurde argumentiert – die christologische Differenz deutlicher herausgestellt werden: Die Kirche ist nicht identisch mit Christus, sondern steht ihm gegenüber. Sie ist Kirche der Sünder, die immer wieder der Reinigung und der Erneuerung bedarf, immer wieder Kirche werden muss.[16] Damit wurde der Gedanke der Reform zu einem entscheidenden Element des Volk-Gottes-Begriffs, der sich aus dem Leib-Christi-Gedanken so nicht entwickeln ließ.

Hier berühren wir einen zweiten Aspekt, der bei der Favorisierung des Volk-Gottes-Gedankens eine Rolle spielte. Der evangelische Exeget Ernst Käsemann (1906-1998) hatte 1939 eine Studie über den Hebräerbrief mit dem Titel „Das wandernde Gottesvolk“ veröffentlicht. Dieser Titel wurde im Umkreis der konziliaren Debatten geradezu zum

Schlagwort; denn er brachte etwas zum Ausdruck, was im Laufe des Ringens um *Lumen gentium* immer deutlicher ins Bewusstsein trat: Kirche ist noch nicht am Ziel. Sie hat ihre eigene Hoffnung noch vor sich.[17] Das „eschatologische" Moment des Kirchenbegriffs wurde deutlich. Vor allem konnte man auf diese Weise die Einheit der Heilsgeschichte aussagen, die Israel und die Kirche zusammen auf ihrem Pilgerweg umfasst. Man konnte so die Geschichtlichkeit der Kirche ausdrücken, die auf dem Weg ist und erst dann ganz sie selber sein wird, wenn der Weg der Geschichte durchschritten ist und in Gottes Hände mündet. Man konnte mit dem Volk-Gottes-Begriff auch die innere Einheit des Gottesvolkes selbst aussagen, in dem es – wie in jedem Volk – verschiedene Ämter und Dienste gibt; aber jenseits dieser Unterscheidungen sind alle Pilger in der einen Gemeinschaft des pilgernden Gottesvolkes.

Die herausragenden Elemente des Volk-Gottes-Begriffes sind folgende: der geschichtliche Charakter der Kirche, die Einheit der Gottesgeschichte mit den Menschen, die innere Einheit des Gottesvolkes über die Grenzen auch der sakramentalen Stände hinweg, die eschatologische Dynamik, die Vorläufigkeit und Gebrochenheit der immer erneuerungsbedürftigen Kirche und die ökumenische Dimension.

Gottlieb Söhngen (1892-1971) war zu Beginn der 1940er Jahre, als der Gedanke des Gottesvolkes neu in die Debatte geworfen wurde, aufgrund mancher Vätertexte und anderer Zeugnisse der Tradition zu der Meinung gelangt, dass „Volk Gottes" in der Tat der Grundbegriff von Kirche sein könne – weit mehr und besser als „Leib Christi". Söhngen gab sich aber mit ungefähren Gewissheiten nicht zufrieden und ließ zu diesem Thema eine Reihe von Doktordissertationen

schreiben. So schrieb der junge Joseph Ratzinger über das Thema „Volk Gottes bei Augustinus“. Dabei gelangte er zu einem „unerwarteten Ergebnis“:[18] Der Begriff „Volk Gottes“ kommt im Neuen Testament sehr oft vor; aber nur an ganz wenigen Stellen – wohl nur an zweien – bezeichnet er die Kirche, während seine Normalbedeutung auf das Volk Israel verweist. Auch da, wo er „Kirche“ anzeigen kann, bleibt der Grundsinn „Israel“ erhalten; aber der Kontext lässt deutlich werden, dass nun die Christen Israel geworden sind. „Volk Gottes“ ist im Neuen Testament keine Bezeichnung für die Kirche. Nur in der christologischen Umdeutung des Alten Testaments – also durch die christologische Transformation hindurch – kann der Begriff „Volk Gottes“ das neue Israel anzeigen. Die normale Benennung für Kirche ist im Neuen Testament das Wort *ecclesi*a, das im Alten Testament die Versammlung des Volkes Gottes durch das rufende Wort Gottes bezeichnet. Das Wort *ecclesia* ist die neutestamentliche Abwandlung und Umwandlung des alttestamentlichen Volk-Gottes-Begriffes. Man verwendet es, weil darin eingeschlossen ist, dass erst die neue Geburt in Christus das Nicht-Volk zum Volk werden lässt. Paulus hat diesen notwendigen christologischen Transformationsprozess im Leib-Christi-Begriff konsequent zusammengefasst.

Der Alttestamentler Norbert Lohfink hat gezeigt, dass auch im Alten Testament das Wort „Volk Gottes“ nicht einfach Israel in seiner empirischen Vorfindlichkeit bezeichnet. Gott als ein Abstammungsmerkmal hinzustellen, könnte immer nur eine unerträgliche Anmaßung sein. Israel wird mit dem Begriff „Volk Gottes“ bezeichnet, sofern es zum Herrn hingewandt ist, nicht einfach in sich selbst. Allein der Akt der Selbstüberschreitung macht das „Volk Gottes“ zu dem, was es aus sich selbst nicht ist. Insofern ist seine

neutestamentliche Fortführung (*ecclesia*) konsequent, die diesen Akt der Hinwendung im Geheimnis Christi konkretisiert, der uns in Glaube und Sakrament in seine Beziehung zum Vater hineinnimmt. Das heißt konkret: Die Christen *sind* nicht einfach Volk Gottes. Das Nicht-Volk der Christen kann Gottes Volk nur sein durch die Einbeziehung in Christus. Auch wenn man von „Volk Gottes" spricht, muss die Christologie die Mitte der Lehre von der Kirche bleiben; folglich muss die Kirche wesentlich von den Sakramenten der Taufe, der Eucharistie und der Weihe her gedacht werden. Wir sind Volk Gottes nur vom gekreuzigten und auferstandenen Leib Christi her.

Das Konzil hat diesen Zusammenhang sehr schön verdeutlicht, indem es mit dem Wort „Volk Gottes" ein anderes und zweites Grundwort für die Kirche in den Vordergrund rückte: die *Kirche als Sakrament*. Man bleibt dem Konzil nur dann treu, wenn man diese beiden Herzworte seiner Ekklesiologie – *Sakrament* und *Volk Gottes* – immer zusammendenkt. In der Konzilsrezeption ist der Gedanke der Kirche als Sakrament bisher viel zu wenig ins Bewusstsein getreten.[19]

Es wäre sinnwidrig, wenn man aus der Vorordnung des Kapitels über das Volk Gottes (Kap. II von *Lumen gentium*) vor dem Hierarchie-Kapitel (Kap. III: „Die hierarchische Verfassung der Kirche, insbesondere das Bischofsamt") eine veränderte Konzeption der Hierarchie und der Laien ableiten wollte, so als ob eigentlich alle Getauften schon alle Weihevollmachten in sich trügen und Hierarchie nur noch eine Sache der guten Ordnung wäre. Mit der Frage der Laien hat das zweite Kapitel der Kirchenkonstitution insofern zu tun, als die wesentliche innere Einheit aller Getauften in der Ordnung der Gnade angesagt wird und damit der Dienstcharakter der Kirche unterstrichen ist. Eine

Theologie des Laientums begründet das zweite Kapitel („Das Volk Gottes“) deshalb nicht, weil zum Gottesvolk alle Christen gehören – auch diejenigen, die ein Weihesakrament empfangen haben. Das zweite Kapitel der Konstitution handelt vom Ganzen der Kirche und ihrem Wesen.[20]

## 4. Abschließende Bemerkungen

Die Kirchenkonstitution des Konzils schließt mit dem Kapitel über die Mutter des Herrn (Kap. VIII: „Die selige jungfräuliche Gottesmutter Maria im Geheimnis Christi und der Kirche“). Es war eine „gute Fügung“,[21] dass das Marianische unmittelbar in die Lehre von der Kirche selbst aufgenommen wurde. So wird noch einmal das sichtbar, wovon wir ausgegangen sind: Kirche ist nicht Apparat, nicht bloß Institution, auch nicht eine der üblichen soziologischen Größen; sie ist Person. Kirche „ist eine Frau. Sie ist Mutter. Sie ist lebendig. Das marianische Verständnis der Kirche ist der entschiedenste Gegensatz zu einem bloß organisatorischen oder bürokratischen Kirchenbegriff. Kirche können wir nicht machen, wir müssen sie sein. Und nur in dem Maß, in dem der Glaube über das Machen hinaus unser Sein prägt, *sind* wir Kirche, ist Kirche in uns.“[22] Kirche war geboren, als in der Seele Marias das Fiat erwacht war. Darin liegt das tiefste Wollen des Konzils: Dass Kirche in unseren Seelen erwache. Maria zeigt uns den Weg.[23]

---

Anmerkungen

[1] K. Kardinal Koch, Das Zweite Vatikanische Konzil zwischen Innovation und Tradition. Die Hermeneutik der Reform zwischen

der Hermeneutik bruchhafter Diskontinuität und der Hermeneutik ungeschichtlicher Kontinuität, in: Papst Benedikt XVI. und sein Schülerkreis / Kurt Kardinal Koch, Das Zweite Vatikanische Konzil. Die Hermeneutik der Reform, hg. von Stephan Otto Horn und Siegfried Wiedenhofer, Augsburg 2012, 21-50, hier 24. – Vgl. auch: Konzil im Konflikt. 50 Jahre Zweites Vatikanum, in: Herder-Korrespondenz. Spezial, Oktober 2012.

[2] Ebd. – Vgl. auch J. Kreiml, Revolution oder Kontinuität? Zum rechten Verständnis des Zweiten Vatikanischen Konzils, in: Der Fels, 44. Jahr, November 2013, 310-313.

[3] Zit. nach: Joseph Ratzinger, Die Ekklesiologie des Zweiten Vatikanischen Konzils (1985), in: ders., Kirche – Zeichen unter den Völkern. Schriften zur Ekklesiologie und Ökumene. Erster Teilband, (Joseph Ratzinger Gesammelte Schriften, Bd. 8/1), Freiburg 2010, 258-282, hier 258. – Der evangelische Bischof Otto Dibelius prägte in dieser Zeit die Formel vom „Jahrhundert der Kirche"; Karl Barth gab seiner auf reformierten Traditionen aufruhenden Dogmatik den programmatischen Titel „Kirchliche Dogmatik".

[4] J. Ratzinger, Die Ekklesiologie des Zweiten Vatikanischen Konzils (Anm. 3), 258. – Vgl. zum Folgenden besonders diesen Aufsatz Kardinal Ratzingers; auch Walter Kardinal Kasper, Volk Gottes – Leib Christi – Communio im Hl. Geist. Zur Ekklesiologie im Ausgang vom Zweiten Vatikanischen Konzil, in: Jan-Heiner Tück (Hg.), Erinnerung an die Zukunft. Das Zweite Vatikanische Konzil, Freiburg 2012, 221-241; außerdem Christoph Böttigheimer / Erich Naab (Hg.), Weltoffen aus Treue. Studientag zum Zweiten Vatikanischen Konzil, (Extemporalia, Bd. 22), St. Ottilien 2009.

[5] R. Guardini, Die Kirche des Herrn. Meditationen über Wesen und Auftrag der Kirche, in: ders., Vom Sinn der Kirche. Fünf Vorträge / Die Kirche des Herrn. Meditationen über Wesen und Auftrag der Kirche, Mainz-Paderborn 5. Aufl./2. Aufl. 1990, (Romano Guardini Werke), [1. Aufl. 1922/1965]. – Vgl. auch Josef Kreiml, Die Selbstoffenbarung Gottes und der Glaube des Menschen. Eine Studie zum Werk Romano Guardinis, (Münchener Theologische Studien, Bd. II/60), St. Ottilien 2002.

[6] Zit. nach: J. Ratzinger, Die Ekklesiologie des Zweiten Vatikanums (Anm. 3), 259.

[7] J. Ratzinger, Die Ekklesiologie des Zweiten Vatikanischen Konzils (Anm. 3), 261.

[8] Alle Christgläubigen jeglichen Standes und Ranges sind „zur Fülle des christlichen Lebens und zur vollkommenen Liebe berufen“ (*Lumen gentium* Nr. 40). – Vgl. auch J. Ratzinger, Kritik an der Kirche? Dogmatische Bemerkungen: Kirche der Heiligen – Kirche der Sünder (1962), in: ders., Kirche – Zeichen unter den Völkern. Erster Teilband, (JRGS Bd. 8/1), (Anm. 3), 482-494 und Marianne Schlosser, Berufen zur Heiligkeit. Anmerkungen zum 5. Kapitel von *Lumen gentium*, in: J.-H. Tück (Hg.), Erinnerung an die Zukunft (Anm. 2), Freiburg 2012, 283-302; außerdem J. Kreiml, Die Kirche als sacramentum mundi, in: Peter Hofmann u. a. (Hg.), Taufberufung und Weltverantwortung. 50 Jahre Zweites Vatikanisches Konzil, Paderborn 2012, 77-86.

[9] Vgl. Rudolf Voderholzer, Henri de Lubac begegnen, (Zeugen des Glaubens), Augsburg 1999.

[10] J. Ratzinger, Die Ekklesiologie des Zweiten Vatikanischen Konzils (Anm. 3), 262. – Vgl. auch ders., Zur Lehre des Zweiten Vatikanischen Konzils. Formulierung – Vermittlung – Deutung. Erster und Zweiter Teilband, (JRGS Bd. 7/1 und 7/2), Freiburg 2012; außerdem Walter Kardinal Kasper, Katholische Kirche. Wesen – Wirklichkeit – Sendung, Freiburg 2. Aufl. 2011 und J. Kreiml, Kirche als Volk Gottes vom Leib Christi her, in: FKTh 30 (2014), H. 1 (im Erscheinen).

[11] J. Ratzinger, Die Ekklesiologie der Konstitution *Lumen gentium* (2000), in: ders., Kirche – Zeichen unter den Völkern. Erster Teilband, (JRGS Bd. 8/1), (Anm. 3), 573-596, hier 578.

[12] Vgl. Achim Buckenmaier, Universale Kirche vor Ort. Zum Verhältnis von Universalkirche und Ortskirche, Regensburg 2009; außerdem J. Ratzinger, Universalität und Katholizität (2003), in: ders., Kirche – Zeichen unter den Völkern. Erster Teilband, (JRGS Bd. 8/1), (Anm. 3), 193-201.

[13] J. Ratzinger, Die Ekklesiologie des Zweiten Vatikanischen Konzils (Anm. 3), 266.

[14] B. Botte ist der Verfasser des wichtigen Werkes „La Tradition Apostolique de Saint Hippolyte. Essai de reconstruction“ (Münster 5. Aufl. 1989).

[15] J. Ratzinger, Die Ekklesiologie des Zweiten Vatikanischen Konzils (Anm. 3), 267.

[16] Vgl. *Lumen gentium* Nr. 8: Die Kirche „ist zugleich heilig und stets der Reinigung bedürftig, sie geht immerfort den Weg der Buße und Erneuerung.“

[17] Vgl. in diesem Zusammenhang auch Rudolf Voderholzer, „Spe salvi“

– eine zu Unrecht fast vergessene Enzyklika, in: J. Kreiml (Hg.), Christliche Antworten auf die Fragen der Gegenwart. Grundlinien der Theologie Papst Benedikts XVI., Regensburg 2010, 186-211.

[18] J. Ratzinger, Die Ekklesiologie des Zweiten Vatikanischen Konzils (Anm. 3), 272.

[19] Vgl. auch Bertram Stubenrauch / M. Seewald, Das Konzil und die Kirche. Zur Rezeption einer vielschichtigen Ekklesiologie, in: IKaZ 39 (2010), 600-616; außerdem Herbert Vorgrimler, „Lumen Gentium" – ein Meilenstein auch für die Zukunft der Kirche?, in: Alfred E. Hierold (Hg.), Zweites Vatikanisches Konzil – Ende oder Anfang?, (Bamberger Theologisches Forum, Bd. 7), Münster 2004, 43-55.

[20] Bedenkenswert ist auch folgender Aufsatz: J. Ratzinger, Kirche als Ort des Dienstes am Glauben (1970), in: ders., Kirche – Zeichen unter den Völkern. Erster Teilband, (JRGS Bd. 8/1), (Anm. 3), 121-127.

[21] J. Ratzinger, Die Ekklesiologie des Zweiten Vatikanischen Konzils (Anm. 3), 274.

[22] Ebd., 275.

[23] Hugo Rahner (Maria und die Kirche, Innsbruck 1951) hat in großartiger Weise dargelegt, dass die ganze Mariologie von den Kirchenvätern als Ekklesiologie vorgedacht und vorgeformt worden ist. – Kardinal Ratzinger (Die Ekklesiologie der Konstitution *Lumen gentium*, [Anm. 11], 573-596, hier 595) spricht vom „Ineinander von Maria und Kirche", vom „überindividuellen Wesen der Person" und vom „überinstitutionellen Wesen der Gemeinschaft".

# „Der Beitrag der katholischen Ehelehre zur Humanisierung von Ehe und Familie“

*Christian Schulz*

## Der Begriff „Humanisierung“ im Kontext des Relativismus

Zum Begriff der ‚Humanisierung‘ heißt es in einem verbreiteten Universallexikon u.a.: „Ziel einer Humanisierung ist, die von Menschen geschaffene Umwelt so weit wie möglich an die menschlichen Voraussetzungen und Bedürfnisse anzupassen.“

Ohne Zweifel ist diese Aussage zustimmungsfähig, partiell zumindest, zumal wenn wir nur an die schon seit Jahrzehnten geführte Debatte um die ‚Humanisierung der Arbeitswelt‘ denken, wenn es also z.B. um menschengerechtere Gestaltung von Arbeitsinhalten und Arbeitsbedingungen geht. Allerdings wissen wir auch: Die Schwierigkeiten einer Humanisierungsdebatte bestehen doch wohl offensichtlich darin, dass dieses Konzept je nach Interessenlage der Beteiligten mit unterschiedlichen Inhalten gefüllt wird. So sind die gängigen Definitionen meist vage Leerformeln, die an Begriffen wie „Sinn des Lebens“, „Menschenwürde“, „Selbstverwirklichung“ usw. anknüpfen, ohne jedoch von wahrhaft allgemein verbindlichen Vorgaben auszugehen. Hiermit ist im Grunde bereits die Problematik angesprochen: Das ‚Humanum‘ als Leitmotiv und Zielvorgabe bleibt so leider allzu oft entweder eine inhaltsleere Floskel oder verkommt, was nicht minder häufig der Fall ist,

zum begrifflichen Deckmantel für die schrecklichsten Entstellungen wahrer Menschlichkeit. Ja, es wird sogar – staatlich abgesichert und rechtlich legitimiert – systematisch ein Weg der Dehumanisierung beschritten. Die perfide Verneinung menschlicher Qualitäten bei anderen Menschen wird ja allzu oft als unerlässlicher Beitrag zu einer wahrhaften Humanisierung der Gesellschaft gepriesen; denken wir hierbei nur an die Abtreibungsthematik oder auch an die vielfältigen Problemfelder gegenwärtiger Biomedizin. Letztlich bleibt bedauerlicherweise – wenigstens in praktischer Hinsicht – oft nicht mehr übrig, als das, was dem aktuellen Kräfteverhältnis der beteiligten Verhandlungspartner entspricht. Zudem ist bei dem zuvor genannten lexikalischen Beitrag allein von der ‚vom Menschen geschaffenen Umwelt' die Rede. Das zu Humanisierende, also menschengerechter und menschlicher zu Gestaltende, erscheint hier einzig als frei disponible Verfügungsmasse. Als Maßstab werden zwar noch ‚menschliche Voraussetzungen und Bedürfnisse' genannt. Indes wird nicht geklärt, inwieweit es sich hierbei um subjektive oder durchaus auch objektivierbare und allgemeingültige Faktoren handelt. Vielleicht lässt sich der so kurz skizzierte innerste und zugleich problematischste Punkt ganz richtig wie folgt – gewiss zugespitzt, von der Tendenz her aber sicher treffend – zusammenfassen: Der Mensch setzt in Wirklichkeit die Maßstäbe – nicht das Menschliche. Einmal mehr findet hier die besonders von Papst Benedikt XVI. getroffene Feststellung Bestätigung: Es gibt eine um sich greifende Herrschaft des Relativismus, die wiederum nicht denkbar ist ohne eine ebenso verbreitete Krise des Naturrechts und der Anerkennung seiner Geltung – und es gibt, zumal in der westlich geprägten Welt, eine Krise des Glaubens. Es gibt eine Gottvergessenheit, die mehr und mehr

auch die Tilgung einer schöpfungstheologisch begründeten Anthropologie und biblisch begründeter Normierungen zu Ehe und Familie aus dem Gedächtnis der Menschheit zeitigt. In der Tat müsste man sich geradezu wundern, wenn von dem Sog dieser fundamentalen Krise ausgerechnet der Bereich von Ehe und Familie verschont bliebe. Das Gegenteil ist der Fall – gerade in unseren Tagen. Und doch möchte ich einer einseitig gegenwartspessimistischen Diagnose ausdrücklich nicht das Wort reden, hieße dies doch zugleich auch geschichtsvergessen zu sein. Es ist ja nicht so, als ob die katholische Ehelehre nicht krisenerprobt wäre. Gerade krisenhafte Anfragen und Bedrohungen bedingten ja oft erst notwendige Vertiefungen und Klärungen, die die systematischere Bearbeitung des Themenfeldes *‚Ehe und Familie‘* im Laufe der Jahrhunderte immer weiter voranbrachten.

## Der biblische Befund zu Ehe und Familie

Bereits im neutestamentlichen Zeugnis können wir neben der selbstverständlichen Verwurzelung im jüdischen Kontext, was Ehe und Familie anbelangt, einige fundamentale Neuerungen ausmachen. Die Zeugung leiblicher Nachkommenschaft wird offensichtlich im Gegensatz zum alttestamentlichen und zeitgenössisch jüdischen Umfeld, in dem „die Ehe traditionell als Pflicht mit dem Zweck der Zeugung von Nachkommenschaft“[1] galt, nicht mehr als vorrangiges Ziel und schließlich auch nicht mehr als wesentliches Moment zur Erfüllung der eigenen Existenz angesehen. So geht das rabbinische Judentum geradezu von einer Zeugungspflicht – wenn auch nur auf Seiten des Mannes – aus. Als Mindestzahl werden zwei Kinder genannt,

wobei die Schule Schammais zwei männliche Nachkommen, die Schule Hillels unter Berufung auf Gen 5,2 zumindest einen Sohn und eine Tochter fordert (vgl. hierzu Billerbeck III, 371). Offensichtlich lässt sich diese Pflicht keineswegs mit einer ehelosen bzw. freiwillig enthaltsamen Lebensweise in Einklang bringen. Das Wort Jesu von der „Ehelosigkeit um des Himmelreiches willen“ (in Mt 19,12) aber und in der Folge besonders die paulinische Wertschätzung, ja Präferenz der Ehelosigkeit, wenn eine echte Berufung dazu vorliegt, sollen dagegen richtungsweisend für das christliche Denken sein. Allerdings – dies sei betont – gibt es andererseits keinen Anhaltspunkt dafür, dass sich nach neutestamentlichem Verständnis die Lebensform der Ehelosigkeit gar aufgrund einer Abwertung des Nachkommenschaftsmotivs *innerhalb* der Ehe profiliert hätte. Prinzipiell treten nun zwei legitime Lebensformen nebeneinander – nach jüdischem Verständnis unvorstellbar. Am signifikantesten ist jedoch sicher in Abgrenzung zur jüdischen Ehe-, bzw. besser gesagt, zur jüdischen Scheidungspraxis der Rückgriff Jesu auf die Ordnung des Anfangs und damit seine Grundlegung des Scheidungsverbotes. Auf die pharisäische Frage nach Zulässigkeit der Ehescheidung antwortet Jesus nach Mt 19,4ff (vgl. Gen 1,27; 2,24; Mk 10,6ff par) mit ausdrücklichem Bezug auf diese Ordnung des Anfangs: „Habt ihr nicht gelesen, dass der Schöpfer die Menschen am Anfang als Mann und Frau geschaffen hat und dass er gesagt hat: Darum wird der Mann Vater und Mutter verlassen und sich an seine Frau binden, und die zwei werden ein Fleisch sein. Sie sind also nicht mehr zwei, sondern eins. Was aber Gott verbunden hat, das darf der Mensch nicht trennen!“

## Das frühe Christentum in heidnischer Umwelt und in der Auseinandersetzung mit Gnostizismus und Manichäismus

Weitaus größere Herausforderungen stellten sich aber schließlich mit dem frühen Heraustreten des Christentums aus dem angestammten Umfeld hinein in die Begegnung mit der hellenistisch-römischen Umwelt. Unterscheidende Spezifika hierzu – in bewusster Abgrenzung vom paganen Umfeld – treten schon früh und durchaus reflektiert auf. So z.B. in der Didache (Apostellehre), deren Entstehungszeit mehrheitlich Anfang des 2. Jh. angesetzt wird. Hier heißt es u.a.: „Du sollst nicht … ehebrechen … nicht huren … nicht abtreiben noch ein Neugeborenes töten … werde nicht lüstern, denn die Lüsternheit führt zur Hurerei, noch werde ein Zotenredner oder habe lüsterne Augen, denn von allen diesen Menschen werden Ehebrüche hervorgebracht.“ In der ‚Schrift an Diognet‘ (frühestens am Ende des 2. Jh. und vor der Zeit Konstantins) hält der Verfasser fest: „Sie (die Christen) heiraten wie alle, zeugen und gebären Kinder; aber sie setzen die Neugeborenen nicht aus.“ In der römischen Antike war für das Ehe- und Familienleben die *patria potestas* des *pater familias,* des männlichen Familienoberhauptes, konstitutiv. So erstreckte sich die Entscheidungsgewalt des *pater familias* über die Aussetzung neugeborener Kinder, die das Familienoberhaupt nicht aufziehen konnte oder wollte, sei es aus finanziellen Gründen, sei es weil sie uneheliche Kinder, behindert oder schlicht Mädchen waren. Die Aussetzung von Neugeborenen auf öffentlichen Dunghaufen war in der ganzen römischen Welt bis zum Jahr 374 n. Chr. legal. Die Kinder verfielen demzufolge dem Tode oder bestenfalls der Sklaverei oder wurden in Glücksfällen als *alumni* in andere

Haushalte aufgenommen. In der Frühzeit des römischen Reiches dominierte die sogenannte *Manus*-Ehe, bei der die Frau aus der *patria potestas* ihres eigenen *pater familias* ausschied und unter die des Ehemannes bzw. dessen *pater familias* gelangte. Ehescheidung und Wiederheirat waren beiderseits unter bestimmten Voraussetzungen grundsätzlich möglich und boomten besonders in der Kaiserzeit. Laxheit in Fragen der Sexualmoral war im Unterschied zur strengen Sexualethik der Christen weit verbreitet. Besonders in den Großstädten wurde ein lockeres Sexualleben, wurden Prostitution und gleichgeschlechtliche Beziehungen, besonders mit Jugendlichen praktiziert. Albrecht Oepke diagnostiziert hierzu in seinem Ehe-Artikel im Reallexikon für Antike und Christentum (Ehe I, RAC IV, Stuttgart 1959, 655): „Die alte Welt ist nicht zum wenigsten an der Zerrüttung der Ehe gestorben." Die einer solch düsteren Bestandsaufnahme zugrundeliegenden Faktoren riefen zwangsläufig jüdisch-christlichem Ethos verpflichteten Widerstand hervor. Andererseits fand sich das christliche Eheverständnis hinsichtlich des Zustandekommens einer Ehe von Anfang völlig problemlos in dem ulpianischen Rechtsgrundsatz wieder: „*consensus facit nuptias*" (also: die freie Übereinstimmung macht die Ehe) [eine kurze Randnotiz: Papst Nikolaus I. wird diese Wendung ganz selbstverständlich im Jahre 866 in seinem Schreiben an die Bulgaren vertreten.]. Dass es in der römischen Antike freilich durchaus abgestufte Formen der Ehe gab, wie z.B. den *concubinatus*, und dass diese durch ebenso freie Übereinkunft auch wieder auflösbar waren, das allerdings war angesichts der Forderung nach unauflöslicher Ehe nun aber keineswegs zustimmungsfähig. Die junge christliche Gemeinde wurde zudem bereits ganz am Anfang von Strömungen, die hier nur

vereinfachend mit dem Begriff des Gnostizismus genannt sein sollen, beunruhigt und zugleich zu entschlossener Stellungnahme herausgefordert. Teils drangen gnostische Ideen in die Gemeinden selbst ein und drohten Verwirrung und Spaltung zu bringen. Gerade die paulinischen Briefe zeugen von dieser Auseinandersetzung. Hierbei galt es zwei entgegengesetzten – prinzipiell aber derselben, dualistischen Wurzel entsprossenden – Richtungen zu wehren: Sexueller Libertinismus einerseits und Leibverachtung, einhergehend mit der Herabsetzung von Geschlechtlichkeit und Ehe, andererseits. Diese Konfliktfelder sollten auf die eine oder andere Weise durch die nachfolgenden Jahrhunderte hindurch immer wieder aufbrechen. Zweifellos von herausragender Bedeutung – und dies besonders auch für die Entwicklung der gesamten kirchlichen Ehelehre – ist in diesem Zusammenhang die viele seiner Schriften durchziehende Frontstellung des hl. Augustinus gegen den Manichäismus. Das fundamentale Prinzip des Manichäismus besteht nun in dem Dualismus zweier entgegengesetzter und gleichermaßen ewiger, ungeschaffener Naturen bzw. Substanzen von Gut und Böse, Licht und Finsternis, die in der Lehre des Mani als Gott und, dem entgegengesetzt, als dem Fürsten der Finsternis angehörend als ‚Hyle' (Materie) bezeichnet werden. Der Zustand des Menschen wird auf mythologische Weise durch die Vermischung beider Prinzipien erklärt. Es gibt schließlich im Menschen einen Funken des göttlichen Seins, der, eingeschlossen in die Materie, zurückstrebt in das Reich des Lichtes. Konsequent wird so die Leiblichkeit des Menschen durch und durch negativ bewertet. Nicht der Verkehr als solcher wurde von den Manichäern grundsätzlich abgelehnt, sondern die Zeugung galt als Übel. Augustinus verteidigt dagegen die Gutheit von Leiblich- und Geschlechtlichkeit,

Ehe und Zeugung. Zugleich aber sieht er sich auch einer anderen Herausforderung gegenüber: dem Pelagianismus. Gegen diesen betont Augustinus den in der Ursprungssünde begründeten Verlust des Gnadenstandes. Ganz im Vordergrund steht so für ihn in heilsgeschichtlicher Perspektive die Frage, wie angesichts des Übels der fleischlichen Begierlichkeit, welches, durch die Ursprungssünde verursacht, fortan untrennbar mit der menschlichen Sexualität verbunden ist, Geschlechtlichkeit aktuiert werden kann, ohne zugleich auch sündhaft zu sein. Das Institut der Ehe, verbunden mit den drei Ehegütern *proles – fides – sacramentum,* bildet für ihn hierzu den unerlässlichen Rahmen. So bleibend die Bedeutung dieser Ehegüter *Nachkommenschaft – Treue – Sakrament* für die gesamte weitere Ehelehre sein wird, so ist durch Augustinus bereits auch das – man verzeihe mir diesen martialischen Ausdruck – Schlachtfeld um die Ehe bis in unsere Gegenwart hinein abgesteckt: immer wieder ging und geht es um das Ineinander von Schöpfungs- und Erlösungsordnung und, damit verbunden, stets auch um anthropologische und heilsgeschichtliche Elemente der Ehelehre.

## Die Begegnung des Christentums mit der heidnisch-germanischen Welt

Wenn wir nun von hier aus einen großen Sprung hin zur Begegnung des Christentums mit der heidnisch-germanischen Welt wagen wollen, so war dieser die Ehe als Institution durchaus bekannt. Besonders in der Führungsschicht gab es auch die Praxis von Polygynie (also: ein Mann – mehrere Frauen). Scheidung und Wiederheirat – wenn auch kaum praktiziert – waren grundsätzlich möglich. Im Gegensatz zum römischen und auch christlichen Verständnis spielte

der Konsens für die Eheschließung keine Rolle – der vollzogene Geschlechtsakt galt als notwendiges Element der Eheschließung. In das spätere kanonische Recht hat schließlich auch diese – wenn man so sagen will – germanische Spezialität Eingang gefunden. Zwar gilt für das gültige Zustandekommen einer Ehe das Konsensprinzip, aber es gibt zudem die Unterscheidung zwischen einer nur gültig geschlossenen und einer gültig geschlossenen und vollzogenen Ehe, bei der allein die Rechtswirksamkeit der auch *äußeren* Unauflöslichkeit gegeben ist. Die Ehe selbst, weitest verbreitet als *Sippenvertragsehe*, wurde als ebensolche vor allem auf der Ebene der Beziehung verschiedener Sippen zueinander arrangiert und war entsprechend Verhandlungssache. Das Konsensprinzip – gegen die Kopulatheorie – half schließlich gegen das germanische Recht vor allem auch die Freiheit und letztlich personale Entscheidung der Braut mehr und mehr zu sichern, wenn auch zugestandenermaßen durch Jahrhunderte hindurch nicht immer praktisch, so doch immerhin dem Prinzip nach. In der Folgezeit ergaben sich schließlich nach und nach weitere Klärungen dogmatischer, rechtlicher und moraltheologischer Provenienz angesichts je neu aufgeworfener Frage- und Problemstellungen, die wir hier jedoch kurzerhand übergehen wollen, um zu der nächsten, wirklich gravierenden Konfrontation in Zusammenhang mit der Ehethematik überzuleiten.

## Die Säkularisierung und Abwertung der Ehe in der Neuzeit bis zur Gegenwart

Gemeint ist die Säkularisierung und Abwertung der Ehe in der Neuzeit. Grundgelegt ist sie bereits im reformatorischen Denken mit dem Wort von der Ehe als „weltlich Ding“. Das

Konzil von Trient reagierte hierauf 1563 mit seinem Dekret ‚Tametsi' vor allem in der Verteidigung der Sakramentalität der Ehe und der alleinigen Rechtszuständigkeit der Kirche. Doch gerät die Ehe schließlich, vereinfacht gesagt, mehr und mehr von einer auch sozial-bedeutsamen Institution, die folglich gewissen Regelungen und Vorgaben unterworfen ist, zu einer reinen Privatangelegenheit. Kirchlicherseits war indes nicht nur gegen solche Theorien der sich abzeichnenden vollkommenen Privatisierung von Ehe, später beispielsweise marxistischer, liberalistischer oder auch existentialistischer Prägung, anzugehen. Weitaus größere und vor allem real-praktischere Gefahr drohte seit der französischen Revolution, in der dann verschiedentlich heftigen Auseinandersetzung um das Mit-, Neben- oder auch Gegeneinander von ziviler- und kirchlicher Eheschließung. Hier schlägt sich die Säkularisierung mit voller Wucht nieder: Die Ehe als Institution besteht durchaus weiter –- jedoch nun unter der völligen Definitionsvollmacht des Staates, eben im bürgerlich-staatlichen Recht. Nicht die Ehe, sehr wohl aber die kirchlich-sakramentale Ehe wird so in die reine Privatheit abgedrängt. Hierauf antwortet im Jahre 1880 Papst Leo XIII. mit seiner Enzyklika „Arcanum divinae sapientiae", die die erste systematische Bearbeitung einiger fundamentaler Aspekte des Themenfeldes ‚Ehe' durch das päpstliche Lehramt überhaupt darstellt. Weitere Enzykliken werden folgen und jeweils neu diagnostizierte Fehlentwicklungen und Bedrohungen des katholischen Eheverständnisses angehen. Pius XI. verteidigt mit seiner Enzyklika ‚Casti connubii' vom 31. Dezember 1930 die Ehe erneut als von Gott eingesetzt, von dem auch ihre Zwecke, Gesetze und Segensgüter stammen, die eben nicht dem Gutdünken von Menschen unterworfen sind. Besonders richtet er sich gegen seinerzeit

mehr und mehr um sich greifende Verhütungspropaganda und -praxis (die Aussagen Pius XI. hierzu werden grundlegend sein – auch die Väter des II. Vatikanischen Konzil werden sich in ihrer Pastoralkonstitution ‚Gaudium et spes' hierauf berufen). Zudem wendet er sich ausführlich gegen die immer weiter um sich greifende und von den bürgerlichen Gesetzen zugestandene Scheidungspraxis. Sein Eingehen auf die Mischehenproblematik und auf ein – seiner Ansicht nach – verfehltes Emanzipationsbestreben der Frau, das schließlich zum Niedergang der Familie führen muss, vervollständigen seine Einlassungen. Papst Paul VI. wird sich gut 40 Jahre später einer bereits von Pius XI. angegangenen Verhütungspraxis flächendeckenden Ausmaßes gegenübersehen. Die seit einiger Zeit auf dem Markt befindliche ‚Pille' zeitigt im Gefolge der sog. ‚sexuellen Revolution' ihre lebensfeindlichen Konsequenzen. Die Enzyklika ‚Humanae vitae' – wenngleich nicht auf diesen einzigen Punkt reduzierbar – formuliert dagegen den zeitlos gültigen Grundsatz: „… ist jede Handlung verwerflich, die entweder in Voraussicht oder während des Vollzugs des ehelichen Aktes oder im Anschluss an ihn beim Ablauf seiner natürlichen Auswirkungen darauf abstellt, die Fortpflanzung zu verhindern, sei es als Ziel, sei es als Mittel zum Ziel" (HV 14). Mit seinem nachsynodalen, apostolischen Schreiben ‚Familiaris consortio' vom 22. November 1981 fasste Johannes Paul II. die Ergebnisse der 5. Ordentlichen Bischofssynode zusammen. Zur Diagnose der Situation von Ehe und Familie in der Gegenwart hält das Schreiben bezüglich der Freiheit der Menschen zunächst positiv fest, diese trage gewiss oft zu einer bewussteren, personalen und verantwortlichen Gestaltung dieser Lebensgemeinschaft und ihrer Bezüge zur Mitwelt bei. Mehr aber noch sei dagegen

im Gegenteil eine „besorgniserregende(n) Verkümmerung fundamentaler Werte“ festzustellen: „eine irrige theoretische und praktische Auffassung von der gegenseitigen Unabhängigkeit der Eheleute; die schwerwiegenden Missverständnisse hinsichtlich der Autoritätsbeziehung zwischen Eltern und Kindern; die häufigen konkreten Schwierigkeiten der Familie in der Vermittlung der Werte; die steigende Zahl der Ehescheidungen; das weit verbreitete Übel der Abtreibung; die immer häufigere Sterilisierung; das Aufkommen einer regelrechten empfängnisfeindlichen Mentalität“.

## Die Dehumanisierung von Ehe und Familie in der Gegenwart

Vor diesem bis hierher – zugegeben nur anrisshaft – skizzierten Hintergrund setzen die Angriffe auf Ehe und Familie in unserer Zeit zunächst einmal einfach die Reihe unterschiedlichster, historisch greifbarer Bedrohungen fort. Ehe und das, was wir darunter verstehen, war immer schon gefährdet. Ein Zug zur Dehumanisierung von Ehe und Familie, gegen den anzukämpfen ist, war immer schon gegeben. Gegenwärtig aber geht es weder um den Widerstreit gegensätzlicher Positionen, was einzelne Elemente des Eheinstituts anbelangt, noch geht es um ein grundsätzliches Für oder Wider die Ehe. Nein, tatsächlich sehen wir uns einer Herausforderung bislang ungekannten Art und zugleich umso deutlicher absehbaren Folgen gegenüber: Es ist – besonders auch auf die eine oder andere Art der Strömung des Genderismus geschuldet – eine komplette Neudefinition von Ehe und Familie im Gange. Diese Neudefinition, die sich weder naturrechtlichen noch biblisch fundierten Einsichten

verpflichtet weiß, bringt am Ende nicht weniger als die tatsächliche Auflösung von Ehe und Familie – von dem, was bisher christlichem Verständnis aber auch darüberhinaus bis zuletzt ganz allgemeiner Einsicht und Praxis entsprach. Begriffe werden zwar noch beibehalten, Wirklichkeiten aber in den Boden getreten. Aus nicht mehr ganz zeitnahem, aber wohl doch noch aktuellem Anlass, darf ich an dieser Stelle auf die am 19. Juni 2013 der Öffentlichkeit vorgestellte sog. EKD-Orientierungshilfe „Zwischen Autonomie und Angewiesenheit – Familie als verlässliche Gemeinschaft stärken“[2] eingehen. Sie ist – so will mir scheinen – ein gutes und zugleich trauriges Beispiel für die Verwirrungen unserer Zeit. Es gehe neben historisch und soziologisch begründeter Standortbestimmung zur Lebenswirklichkeit von Familie in heutiger Zeit dem Rat der EKD auch wesentlich „um die Bedeutung biblischer Texte“[3] für das Familienbild evangelischer Prägung, so jedenfalls lautet es im einleitenden Text zur Präsentation des Dokumentes. Der Bearbeitung dieses Themenfeldes ist der insgesamt sehr knapp gehaltene Abschnitt 5 unter dem Titel „Theologische Orientierung“[4] gewidmet. Als Marschrichtung wird hierzu einleitend die These aufgestellt, das biblische Zeugnis sei in seiner ganzen Breite nicht dazu geeignet, die Ehe als ‚göttliche Stiftung‘ zu legitimieren und „eine Herleitung der traditionellen Geschlechterrollen aus der Schöpfungsordnung“[5] zu begründen. Warum ‚göttliche Stiftung der Ehe‘ und die Rede von ‚Geschlechterrollen‘, was auch immer nun darunter zu verstehen ist (wirkliche Geschlechtsidentität oder erworbene bzw. anerzogene Verhaltensmuster, die es gewiss auch geben mag), auf gleicher Ebene in Bezug zur Schrift gesetzt werden, wird leider nicht näher erläutert. Jedenfalls beginnt der geschulte Leser bereits hier zu ahnen, wohin die Reise geht.

Und tatsächlich lassen sich die weiteren Ausführungen zum diesbezüglich biblischen Zeugnis in ihrem Gang sehr leicht zusammenfassen und noch leichter in ihrer destruktiven Stoßrichtung entlarven. Am Ende steht, soviel sei vorweggenommen, die völlige Auflösung des überkommenen, christlichen und vor allem biblisch fundierten Verständnisses von Ehe und Familie, das untrennbar verbunden ist mit einer gleichermaßen biblisch gut begründeten Anthropologie. Der Gang der Argumentation bis dorthin ist denkbar einfach, fast ist man versucht zu sagen geradezu primitiv, wenn auch nicht ohne manchen – freilich auch wieder leicht durchschaubaren – Winkelzug. Am Anfang, wie könnte es anders sein, steht der Rückgriff auf den Schöpfungsbericht der Genesis: „Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und er schuf sie als Mann und Frau“[6], so zitiert das EKD-Papier, wobei die anschließende Fortführung mit Schöpfersegen und Fruchtbarkeits- und Kulturauftrag (Gen 1,28) indes bemerkenswerterweise unter den Tisch fällt. Um nun einer in der Tradition behaupteten untrennbaren und exklusiven Verknüpfung von Ehe und Familie, die auf den Schöpferwillen zurückgeführt wird, zu wehren und ein solches Verständnis als überholt zu entlarven, werden zunächst im Schnelldurchlauf bereits im Alten Testament angeblich vorfindliche Patchwork-Konstellationen aufgedeckt.[7] Dass im alttestamentlichen Zeugnis generationenübergreifende Familienverbände und auch polygyne Eheverhältnisse aufscheinen, ist nun aber wirklich keine neue Einsicht. Unterschlagen wird hierbei allerdings, dass schon zu alttestamentlicher Zeit Polygynie – um diesen Punkt herauszugreifen – erstens eher die Ausnahme, denn die Regel war, und dass selbige zweitens je später desto mehr in Frage gestellt und immer weniger praktiziert wurde. Das christliche

Verständnis des Wortes Jesu zur Frage der Ehescheidung und sein ausdrücklicher Rückgriff auf die Ordnung des Anfangs in Mt 19,4-6 machen schließlich vollends deutlich, dass die Ehe als die spezifische Form des dauerhaften Zusammenlebens zwischen einem Mann und einer Frau einschließlich ihrer Einswerdung im ganzheitlichen Sinne zu verstehen ist. Diese schließt eben auch die geschlechtliche Einigung ein, deren Grundlage die naturhafte Geschlechterdifferenz mit der damit verbundenen Zeugungspotenz ist.[8] Will man nun aber jener Interpretation des Schöpfungsberichtes folgen, die mit der Orientierungshilfe des Rates der EKD geliefert wird, dann bleibt nicht mehr übrig, als dass der Mensch von Anfang an als Wesen beschrieben wird, „das zur Gemeinschaft bestimmt ist“[9]. Durch das biblische Zeugnis klinge „als ‚Grundton‘ vor allem der Ruf nach einem verlässlichen, liebevollen und verantwortlichen Miteinander, nach einer Treue, die der Treue Gottes entspricht“[10]. Ohne Zweifel schwingt dieses Motiv im Schöpfungsbericht mit, aber wo bleibt die Rede von Mann und Frau gerade in ihrer jeweiligen geschlechtlichen Identität und Komplementarität, wie sie mit dem Schöpfungsbericht ausdrücklich vor-genommen wird? Mann und Frau begegnen unter dieser Perspektive einzig in einer von ihrer jeweiligen konkreten Konstitution abstrahierten Weise. Diese ungerechtfertigte Abstraktion aber ermöglicht es in einem weiteren Schritt, den Begriff des Menschen – entsprechend der Vielfalt von Beziehungskonstellationen – als Platzhalter für Individuen in völliger Loslösung von ihrer geschlechtlichen Identität zu verstehen. Der Aussageintention des Schöpfungsberichtes sei schließlich immer dort vollauf entsprochen, wo Menschen in verbindlicher Weise füreinander da sind. Damit werden natürlich, wie mit der Orientierungshilfe dann auch

konsequent geschlossen, in einem nochmals weiteren Schritt gleichgeschlechtliche Partnerschaften als mit dem Schöpfungsbericht in Einklang stehend gekennzeichnet. Damit nicht genug, denn von der Wortwahl her legt das Papier sogar das Verständnis nahe, als handele es sich bei der sog. eingetragenen Partnerschaft um eine wirkliche Ehe, wenn es heißt: „Nutzen homosexuelle Menschen heute die rechtliche Möglichkeit der eingetragenen Partnerschaft, dann erklären sie, wie heterosexuelle Menschen, bei der „*Eheschließung*“ öffentlich ihren Willen, sich dauerhaft aneinander zu binden und füreinander Verantwortung zu tragen.“[11] Möchte man jetzt den Einwand erheben, eine solche dauerhafte Verbindung zwischen Mann und Frau, die auch das Geschlechtliche mit einschließt, sei doch etwas wesenhaft anderes als eine ebensolche zwischen gleichgeschlechtlichen Partnern, bei denen das Vermögen, gemeinsame Kinder zu zeugen, grundsätzlich per se nicht gegeben sei, so wird lapidar betont, es gehöre „zu den Stärken des evangelischen Menschenbildes, dass es Menschen nicht auf biologische Merkmale“[12] reduziere. Treffender müsste es allerdings heißen, es gehöre zu der hier offenliegenden fatalen Schwäche der Argumentation, die biologischen Merkmale des Menschen gegen das durchgängige biblische Zeugnis letztlich zu negieren. Am Ende bleiben Ehe und Familie nur mehr als leere Begriffshülsen zurück, deren Inhalte längst auf der Strecke geblieben sind. Gewiss geht es nicht darum, dies sei gegen die suggestive Formulierung des EKD-Textes ausdrücklich betont, die „bürgerliche Ehe als ‚göttliche Stiftung‘“[13] zu legitimieren. Diesen Verdacht kann nur hegen, wer konkret-historische Ausformungen des Institutes der Ehe mit jenen der Ehe eignenden, überzeitlichen Wesenseigenschaften und Zielrichtungen verwechselt, die

dem Zeugnis der Schrift zu entnehmen sind. Abschließend zu dieser kurzen inhaltlich ausgerichteten Darlegung sei der Rat der EKD an ein früheres Dokument aus dem eigenen Hause erinnert. Gemeint ist die Orientierungshilfe „Mit Spannungen leben“ aus dem Jahre 1996 zu Fragen homosexueller Veranlagung und Lebensführung. In manchen Punkten ebenfalls korrekturbedürftig vermochte man damals aber immerhin doch grundsätzlich festhalten, dass „homosexuelle Praxis dem Willen des Schöpfers widerspricht“ und „in Übereinstimmung mit den allgemeinen biblischen Aussagen zum Menschenbild und zur Sexualität als dem ursprünglichen Schöpferwillen Gottes widersprechend qualifiziert wird“[14]. Bezüglich Ehe und Familie heißt es schließlich, sie seien aus der Sicht des christlichen Glaubens „die Leitbilder für das Zusammenleben von Menschen unter dem Aspekt der Sexualität und Generativität“[15]. Kein Zweifel daran, dass Ehe und Familie begrifflich und als gelebte Wirklichkeiten exklusiv dem dauerhaften „Zusammenleben von Frau und Mann (mit Kindern)“[16] zuzuordnen sind. Diese wahren Einsichten hat der Rat der EKD, so ist leider festzustellen, gegenwärtig längst hinter sich gelassen. Im Übrigen können wir diese Tendenz wie auch viele der mit dem Papier vorgelegten weiteren Schlussfolgerungen gleichfalls bedauerlicherweise in gegenwärtigen Strömungen der Moraltheologie vor allem im deutschsprachigen Raum wiederentdecken. Das neue Zauberwort heißt hier ‚Beziehungsethik‘. Um nicht missverstanden zu werden: Gegen eine Beziehungsethik, die sich vor allem der Würde und Verantwortlichkeit des Menschen in seiner personalen Struktur zuwendet, die die ‚Qualität‘ seiner Beziehungen ins Auge fasst, ist vom Grundsatz her überhaupt nichts einzuwenden. In diesem Sinne wird eine solide

Beziehungsethik zu jeder gesunden Moraltheologie gehören. Wenn aber dabei der Ethik, und das ist gegenwärtig eben zu beobachten, jede materiale und objektiv gefasste Inhaltlichkeit abhanden kommt – und diese Tendenz lässt sich auch erahnen durch alle Verklausulierungen hindurch, die den Anschein hoher Wissenschaftlichkeit erwecken wollen, da darf man sich nicht blenden lassen – wenn also das Objektive, das im Absoluten gründet, verlorengeht, dann wird auch hier der Mensch die Maßstäbe setzen und nicht das Menschliche.

## Der Beitrag der katholischen Kirche zur Humanisierung der Ehe und Familie

Wie sehen nun aber diese wahrhaft humanen Maßstäbe aus, deren Gefährdungen ich zwar bisher zumindest in wesentlichen Spitzen im historischen Schnelldurchgang aufzuzeigen suchte, deren systematische Zusammenstellung jedoch noch aussteht? Es geht uns ja um die Frage nach dem positiven Beitrag der katholischen Ehelehre zur Humanisierung von Ehe und Familie. Da können wir es natürlich nicht bei einer bloßen Bestandsaufnahme belassen. Jedenfalls aber haben wir gesehen, dass das christliche Eheverständnis immer schon konfrontiert war mit einem auch religiös, sicher aber kulturell geprägten, Eheverständnis der Umwelt, wo es Anknüpfungspunkte, Wechselwirkungen und auch gegenseitige Befruchtung gab. Wir werden auch selbstkritisch wahrzunehmen haben, dass die katholische Ehelehre bis in die Gegenwart hinein selbst Entwicklungen durchgemacht und Vertiefungen gefunden hat. Dass es in mancher Epoche auch an zeitbedingten Engführungen und manchen Verirrungen nicht fehlte, wird eine zur Reflexion und Selbstkritik bereite Theologie gleichfalls

nicht leichtfertig übergehen wollen. Und doch lassen sich von Anfang an Motive und Prinzipien einer Sicht auf Ehe und Familie benennen, die durchgängig – freilich teils später erst durchreflektiert – von fundamentaler Bedeutung für eine humane, also wahrhaft menschengemäße Gestaltung der dauerhaften Beziehung von Mann und Frau in Offenheit für Nachkommenschaft waren und sind.

Als ich vor einigen Jahren vom Priesterrat einer deutschen Diözese zu einem Vortrag über die Enzyklika ‚Humanae vitae' eingeladen war, entwickelte sich im Anschluss daran eine heftige, teils äußerst kontroverse Diskussion. Jedenfalls war meine Verteidigung des kirchlichen Lehramtes in Fragen der verantworteten Elternschaft – formulieren wir einmal etwas milder – nicht gerade mehrheitsfähig. Bei der Verabschiedung gab mir dann ein schon etwas in die Jahre gekommener Mitbruder die Hand – er hatte sich in der vorherigen Diskussion als besonders hartnäckiger Gegner erwiesen – und er meinte dabei lapidar: „Also Neues habe ich heute sicher nicht gehört!" Ich erwiderte darauf nur ganz kurz: „O, das freut mich – dann haben Sie heute etwas gelernt!" Was meinte ich damit?

Nun, ich hatte zuvor bereits auf das Wort Jesu zur pharisäischen Frage nach der Ehescheidung Bezug genommen. Gegen die sich auf das mosaische Gesetz berufende, jüdische Scheidungspraxis mahnt er die Ordnung des Anfangs ein. Im Grunde bringt er nichts Neues – er aktualisiert nur das Verdrängte bzw. das in Vergessenheit geratene. Die entsprechenden Verse Mt 19,4-8 lauten: „Habt ihr nicht gelesen, dass der Schöpfer die Menschen am Anfang als Mann und Frau geschaffen hat und dass er gesagt hat: Darum wird der Mann Vater und Mutter verlassen und sich an seine Frau binden, und die zwei werden ein Fleisch sein? Sie sind

also nicht mehr zwei, sondern eins. Was aber Gott verbunden hat, das darf der Mensch nicht trennen. Da sagten sie zu ihm: Wozu hat dann Mose vorgeschrieben, dass man (der Frau) eine Scheidungsurkunde geben muss, wenn man sich trennen will? Er antwortete: Nur weil ihr so hartherzig seid, hat Mose euch erlaubt, eure Frauen aus der Ehe zu entlassen. Am Anfang war das nicht so.“ Die schöpfungsgemäße Gutheit der Ehe und die Ehe als „gottgewollte Lebensaufgabe“[17] finden so besonders unter den Aspekten der Einheit, also der Einpaarigkeit – auch wenn hier kein ausdrückliches Wort Jesu gegen polygyne Praxis vorliegt – und der Unauflöslichkeit der ehelichen Verbindung autoritative Bekräftigung.[18] Es wird vor allem die gottgegebene Komplementarität beider Geschlechter hervorgehoben, um diese später so genannten Wesenseigenschaften der Ehe zu begründen.[19] [20] So ist das in Mt 19,5 bzw. Mk 10,8 begegnende Zitat von Gen 2,24 („die zwei werden ein Fleisch sein“) zuallererst gewiss im umfassendsten Sinne der ehelichen Liebes- und Lebensgemeinschaft von Mann und Frau zu verstehen,[21] wodurch eine eingrenzende Interpretation einzig reduziert auf die „geschlechtliche Vereinigung und auf die anzustrebende Fruchtbarkeit“[22] auszuschließen ist.[23] Will man nun aber einerseits berechtigterweise einer in diesem letztgenannten Sinne exklusiven Fokussierung auf geschlechtliche Einigung als alleinigen Bedeutungsgehalt dieses Verses entgehen, so sind doch andererseits Sexualität und in konsequenter Folge Nachkommenschaft jedenfalls als in den weiter gefassten Begriff des *Ein-Fleisch-Werdens* inkludiert zu verstehen. Mann und Frau zieht es zueinander, bis sie – und dies eben unter Rücksicht von geistiger und leiblicher Einswerdung zugleich – auch „in der geschlechtlichen Vereinigung und im Kind wieder ein Fleisch werden“[24]. Ergänzen wir diesen Bezug

auf den Anfang noch um den sog. ersten Schöpfungsbericht (hier: Gen 1,27.28: „Gott schuf also den Menschen als sein Abbild; als Abbild Gottes schuf er ihn. Als Mann und Frau schuf er sie. Gott segnete sie und Gott sprach zu ihnen: Seid fruchtbar, und vermehrt euch, bevölkert die Erde, unterwerft sie euch…“). Die vorgegebene Linie ‚Zweigeschlechtlichkeit – Geschlechtsgemeinschaft – Nachkommenschaft‘ als gottgegebene Gabe und Aufgabe zugleich ist evident.[25] Die Zusammenführung dieser Linie mit dem Institut der Ehe allgemein (wie mit der christlichen Ehe im Besonderen) ist für die Wirk- und Traditionsgeschichte dieser Schriftstelle im Rahmen von Ehetheologie und lehramtlichen Verlautbarungen ganz selbstverständlich und nicht mehr zu hintergehen. Menschliche Fruchtbarkeit bzw. Fortpflanzung treten als fundamental für die Erfüllung des Kulturauftrages hervor, als so fundamental, dass – wenn man von einer mit Gen 1,28 vorliegenden Begründung der Fruchtbarkeit sprechen will – diese nicht „naturhaft-biologisch“, sondern „kulturhaft-geschichtlich“[26] ausgerichtet ist. Diese Begründung bewertet Fertilität und damit verbundene Prokreation nicht als bloßen Selbstzweck naturhaft-biologischer Notwendigkeit, wie es etwa im Tierreich der Fall ist. Und dennoch kommt der Zeugung von Nachkommenschaft zugleich eine das Individuum überschreitende Bedeutung für die gesamte Menschheit zu. Wir erkennen somit in der ehelichen Verbindung eine zweifache Dimension. *Personale* und *soziale* bzw. *institutionelle* Zielrichtungen der Ehe sind durch die Schöpfungsrealitäten von Mann und Frau mitgegeben. Mir scheint hier insgesamt – aber vor allem auch angesichts gegenwärtiger Herausforderungen – gerade hierin der Beitrag der kirchlichen Ehelehre zu einer Humanisierung der Ehe überhaupt zu liegen. Die Ehe

steht und fällt mit dem Menschenbild. Die Ehe in ihren spezifischen Wesenseigenschaften und Zielen zu verteidigen, die sich aus der Natur des Menschen selbst ergeben, heißt letztlich nichts anderes, als das Humanum zu verteidigen. Ganz im Sinne der Pastoralkonstitution ‚Gaudium et spes' formuliert das katholische Kirchenrecht kurz und prägnant die entsprechenden Definitionen. Can. 1055: lautet: „Der Ehebund, durch den Mann und Frau unter sich die Gemeinschaft des ganzen Lebens begründen, welche durch ihre natürliche Eigenart auf das Wohl der Gatten und auf die Zeugung und die Erziehung von Nachkommenschaft hingeordnet ist, wurde zwischen Getauften von Christus dem Herrn zur Würde eines Sakramentes erhoben."

Und mit can. 1056 werden die Wesenseigenschaften der Ehe benannt: „Die Wesenseigenschaften der Ehe sind die Einheit und die Unauflöslichkeit, die in der christlichen Ehe im Hinblick auf das Sakrament eine besondere Festigkeit erlangen."

Can. 1057 spricht schließlich vom Ehekonsens, durch den sich „Mann und Frau in einem unwiderruflichen Bund gegenseitig schenken und annehmen, um eine Ehe zu gründen". Die Ehe kommt also durch Konsensualvertrag, in freier und gleichberechtigter wie gleichverpflichtender Weise zustande, ist aber durch das Motiv des Bundes, welches durch das Konzil wieder in gewisser Weise neu entdeckt wurde, ergänzt. Letzteres wird gegen eine mögliche Tendenz zu einer bloß verrechtlichten Sicht der Ehe ihrem personalen Charakter und ihren verschiedenen Dimensionen (z.B. der religiösen) gewiss eher gerecht.

Kommen wir zum Schluss:

Ehe – sie kann nicht neu erfunden werden – und mit ihr und aus ihr hervorgehend Familie sind in Konfrontation

mit Zeitbedingtem immer wieder auf ihre wesentlichen und unveränderlichen Momente zurückzuführen. Darin bestand und besteht die große humanisierende Leistung der katholischen Ehelehre. Im Laufe der Geschichte entdecken wir hierbei Fortschritte, aber ebenso auch herbe Rückschläge, die die berechtigte Furcht aufkommen lassen, dass das bereits zitierte Wort Albrecht Oepkes vom „Zerbrechen der alten Welt durch die Zerrüttung der Ehe“ letztlich für jede Epoche Realität zu werden vermag. Ich habe – auch wenn die zuvor zitierten Kanones die Sakramentalität der christlichen Ehe mit einbeziehen – dieses Thema bewusst nicht angesprochen. Denn besonders in den aktuellen Auseinandersetzungen um die rechtliche Gestaltung ehelichen, partnerschaftlichen bzw. familiären Zusammenlebens in unserem Land hat die Kirche ihre Stimme zu erheben. Dabei hat sie eben nicht nur für die sakramentale Ehe zu sprechen – täte sie dies, so zöge sie sich tatsächlich in den Raum rein religiöser Privatheit zurück. Nein, die Kirche hat in Verantwortung für die Gesellschaft und ihre Zukunft die Stimme gleichermaßen dort zu erheben, wo Gefahren aufscheinen, die in der Natur der Sache begründet sind.

So haben die Konzilsväter im Zweiten Vatic. Konzil ganz treffend festgehalten: „Das Wohl der Person sowie der menschlichen und christlichen Gesellschaft ist zuinnerst mit einem Wohlergehen der Ehe- und Familiengemeinschaft verbunden … darum will das Konzil durch besondere Hervorhebung bestimmter Hauptpunkte der kirchlichen Lehre die Christen und all jene Menschen belehren und bestärken, die die ursprüngliche Würde der Ehe und ihren hohen und heiligen Wert zu schützen und zu fördern suchen“ (GS 47).

Von der ursprünglichen Würde der Ehe ist hier die Rede – wir

erinnern uns nochmals an Jesus und an seinen Rückgriff auf Ordnung des Anfangs; das ist konservativ und – angesichts der konkreten Zeitumstände – innovativ zugleich.
Wie treffend ist doch das sinnige Wort:
Dass Fortschritt auch der Schritt zurück sein kann, wird am Abgrund besonders deutlich.

---

Anmerkungen

1 F. Kleinschmidt, Ehefragen, 31.

2 zit. als: EKD-Familie.

3 http://www.ekd.de/presse/pm101_2013_orientierungshilfe_familie.html.

4 S. EKD-Familie, 54-70.

5 Ebd., 54.

6 Gen 1,27.

7 Vgl. EKD-Familie, 56.

8 Der Vollständigkeit wegen sei hier zumindest erwähnt, dass das EKD-Papier in dem jesuanischen Ehescheidungsverbot nicht mehr zu erkennen vermag, als die Erinnerung an „Paare und Eltern an ihre Verantwortlichkeit“ und als eine Mahnung an Kirche und Gesellschaft, „dass Verlässlichkeit für jede Gemeinschaft konstitutiv“ seien (EKD-Familie, 62). Zu dieser Banalisierung erübrigt sich im Grunde jeglicher Kommentar.

9 EKD-Familie, 66.

10 Ebd..

11 Ebd..

12 Ebd., 67.

13 EKD-Familie, 59.

14 http://www.ekd.de/print.php?file=/familie/spannungen_1996_2.html.

15 http://www.ekd.de/print.php?file=/familie/spannungen_1996_3.html.

16 Ebd..

[17] J. Piegsa, Ehesakrament, 29.

[18] Vgl. C. A. Ceruzuela García, Bonum prolis, 23.

[19] Vgl. R. Schnackenburg, Ehe nach dem Neuen Testament, 15; H. Baltensweiler, Ehe im Neuen Testament, 58f.

[20] Vgl. R. SchnackenburgG, Ehe nach dem Neuen Testament, 15; H. Baltensweiler, Ehe im Neuen Testament, 58f.

[21] Vgl. L. Ruppert, Genesis, 143. S. auch besonders S.-D. KOZUL, Evoluzione della dottrina, 62-65.

[22] J. Piegsa, Ehesakrament, 14. Vgl. auch L. Ruppert, Genesis, 13; O.H. Steck, Die Paradieserzählung, 95.

[23] Vgl. H. Baltensweiler, Ehe im Neuen Testament, 50.

[24] W. Molonski, Theologie der Ehe, 18.

[25] Damit ist natürlich nicht alles über die Ehe, aber doch – unter Berücksichtigung ihrer naturhaft-biologischen Grundlage und der Integration derselben in den Fruchtbarkeits- und Kulturauftrag des Schöpfers – Wesentliches bezüglich ihres dem Schöpferwillen entsprechenden Zieles, insofern Ehe Geschlechtsgemeinschaft ist, gesagt (vgl. Anm. o. Abschnittsüberschrift).

[26] W. Kasper, Theologie der christlichen Ehe, 29. Siehe auch W. Neuer, ‚Humanae vitae' im Licht von Bibel und Tradition, 1058: „Die Entfaltung der menschlichen Fruchtbarkeit ist damit als sittlicher Auftrag deutlich abgehoben von der sich rein biologisch vollziehenden Fruchtbarkeit der Tierwelt. Die Weitergabe des menschlichen Lebens ist somit in die sittliche Verantwortung des Menschen gestellt und darf nicht losgelöst von Vernunft und liebendem Wollen realisiert werden".

# „Neuen Wein in neue Schläuche!“

## 12 Impulse aus dem Zisterzienserorden an die Kirche, historisch, iuridisch, spirituell

*Maria Hildegard Brem O.Cist.*

Zwölf, ein Dutzend, ist eine geläufige Zahl, mit der man gerne eine längere Aufzählung strukturiert. So möchte ich auch diese Aufzählung verstanden wissen: es geht mir darum, an interessierte Leser weiterzugeben, was mir in vielen Jahren beim Lesen, Studieren und Meditieren der zisterziensischen Geschichte und Spiritualität aufgefallen ist. Ich habe gemerkt, dass die Zisterzienser nicht nur aus dem Klima, den Umständen und geistigen Bewegungen ihrer Zeit heraus verstanden werden müssen, sondern auch ihrerseits kräftige Impulse in ihrer Umwelt ausgeübt haben, die vielfach bis heute nachwirken. Mir ist mit Staunen klar geworden, dass sie Geist und Kultur des Abendlandes in vielfacher Hinsicht wesentlich mitgeprägt haben, dass dies aber selbst im Zisterzienserorden weithin nur mangelhaft bekannt ist. Außerdem sind die meisten dieser Impulse zeitlos, sie stellen also auch eine Anfrage an uns selbst und an das kirchliche und gesellschaftliche Leben unserer Welt dar. So würden sie es verdienen, dass man sie vor dem Hintergrund unserer Zeit überdenkt und so ein Stück des Charismas unseres Ordens aktualisiert. Übrigens erhebe ich bei dieser Aufzählung keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit. Jeder und jede kann weiterdenken und weiterforschen, vielleicht könnte die Liste noch erheblich verlängert und erweitert werden.

## Das geistliche Klima des 11. bis 13. Jahrhunderts

Die zisterziensische Reform ist nur eine unter zahlreichen Erneuerungsbemühungen des Hochmittelalters. Angestoßen durch die Gregorianische Reform, die der Kirche ein Stück Freiraum gegenüber dem Kaisertum geschenkt und ihre Unabhängigkeit sowie ihr Selbstbewusstsein gestärkt hatte, richtete sich das Streben vieler Christen auf eine innere Erneuerung. Wie bei allen echten Reformen wollte man zu den Wurzeln, den Quellen des Glaubens, zurückkehren und aus ihnen Anstöße für die Gegenwart gewinnen. Diese Erneuerungsbewegung zwischen dem 11. und 13. Jahrhundert fasst man heute gerne unter der Bezeichnung „Vita-apostolica-Bewegung“ oder „Vita-apostolica-et-evangelica-Bewegung“ zusammen.

Wie der Name sagt, ging es darum, das Leben Jesu, der Apostel, der Urkirche und der Väter des Mönchtums neu in den Blick zu nehmen. Dabei sprangen den Reformern vor allem vier Bereiche ins Auge, in denen sie Erneuerungsbedarf witterten: Zurück zur Armut Jesu und der Apostel, zurück zur Predigt, auch der Wanderpredigt, zurück zu einem Leben von der eigenen Hände Arbeit und zurück zur Weltabgeschiedenheit der Väter des Mönchtums. Diese Anliegen prägten das geistige Klima der Zeit. Sie waren irgendwie allgegenwärtig und nicht bloß in den Klöstern zu spüren. Davon geben auch die zahlreichen Irrlehren und Untergrundströmungen Zeugnis, die an vielen Orten wie Pilze emporschossen, nicht nur die Albigenser in Südfrankreich, sondern auch andere schwärmerische Gruppen, von denen beispielsweise Bernhard in den 65. und 66. Ansprachen zum Hohelied spricht.

Besonders intensiv fanden die Impulse der „Vita-apostolica-Bewegung“ in klösterlichen Kreisen Widerhall. Das 11. bis

13. Jahrhundert ist reich an klösterlichen Reformen und neuen Gemeinschaften. Zwar sind sie alle in diesem Klima verwurzelt, doch setzte jede wieder einen anderen besonderen Akzent und spiegelte das spirituelle Anliegen in ihrer ganz persönlichen Weise wider. Viele dieser Reformgemeinschaften sind im Lauf der Geschichte wieder untergegangen, manche dagegen zu großen Orden herangewachsen.
Die folgende Aufstellung soll die Akzente skizzieren, die von verschiedenen Orden gesetzt wurden:

*Ziele der „Vita-apostolica-Bewegung“*

| | |
|---|---|
| •Armut | Franziskaner |
| •Predigt | Prämonstratenser, Dominikaner |
| •Arbeit | Zisterzienser |
| •Einsamkeit | Camaldulenser, Kartäuser |

## 1. Impuls: Neue Wertschätzung der Arbeit

Es ist wichtig festzuhalten, dass die Neubetonung und Neuwertung der körperlichen Arbeit bei den Zisterziensern in engem Zusammenhang mit ihren Streben nach Armut und nach authentischer Treue zur Regel des hl. Benedikt steht. Durch diese beiden Grundanliegen ist dieser Impuls mit der „Vita-apostolica-Bewegung“ verbunden. Diese Ziele lassen sich aus den ältesten Quellentexten des Zisterzienserordens ganz klar entnehmen:

> „... Gewöhnlich vertragen sich große Besitztümer und Tugend nicht lange miteinander. Deshalb entschieden sich in jener heiligmäßigen Gemeinschaft einige ohne Zweifel weise und hochstrebende Männer dafür, sich lieber eifrig mit dem Himmlischen zu befassen, als sich von irdischen Geschäften in Beschlag nehmen zu lassen. Daher begannen sie in ihrer Liebe zur Tugend, sich auch bald über eine fruchtbare Form mönchischer Armut Gedanken zu machen.“ [1]

„... So verachteten sie, arm mit dem armen Christus, die Reichtümer dieser Welt. Als neue Streiter Christi begannen sie, gemeinsam zu erwägen, mit welchem Plan, welchem Gewerbe oder welcher Tätigkeit sie bei dieser Lebensform sich und die vorbeikommenden Gäste erhalten könnten, die die Regel, ob arm oder reich, wie Christus aufzunehmen vorschreibt.“[2]

Die Armut war bekanntlich auch ein Grundanliegen der franziskanischen Bewegung. Doch sieht man aus dem Vergleich, dass sie sich in sehr verschiedener Weise äußern kann: Bei den Franziskanern in totaler Besitzlosigkeit und Bettelmönchtum, verbunden mit Predigttätigkeit, bei den Zisterziensern dagegen in einem zurückgezogenen monastischen Leben. Bei ihnen zeigte sich die Armut vor allem in großer Einfachheit, aber auch in der Bereitschaft, alle Mühen durchzutragen, die mit dem Erwerb des Lebensunterhaltes (neben den ausgedehnten Gebetszeiten) verbunden sind.

Wie revolutionär ein solches Streben zu Beginn des 12. Jahrhunderts war, sieht man am besten aus einer kurzen Betrachtung der Lage des traditionellen benediktinischen Mönchtums dieser Zeit:

Seit der Reform Benedikt von Anianes[3] im 9. Jahrhundert wurde die Regel des hl. Benedikt mit den von ihm geschaffenen Observanzen für alle Klöster des Frankenreiches (Frankreich, Deutschland und weite Teile Italiens) verbindlich.

Der Kaiser förderte die Klöster, ein Teil der Klöster waren direkte Königsklöster, andere standen in einer etwas loseren Verbindung mit dem Reich. Die Klöster waren so Stützen für die Kultivierung und Kolonisierung des Landes, sie standen unter königlichem Schutz und wurden von ihm und vom Adel auch finanziell gestützt. Dafür waren sie als Bausteine in die Reichskirche eingebunden, d.h. sie mussten die Anordnungen des Königs halten. Einige große Klöster waren sogar zum

Heeresdienst verpflichtet, zu Geldabgaben und zum Gebet für den Kaiser bzw. König, andere nur zu Abgaben und Gebet, die meisten nur zum Gebet.
So war die Sorge um die Existenzsicherung den Klöstern weitgehend genommen, die Handarbeit trat zurück und wurde eher zur Beschäftigungstherapie, dafür wurden das Stillschweigen und die Klausur verschärft. Vor allem wurde aber der Gebetsdienst beträchtlich vermehrt: Aus dem harmonischen „Bete und arbeite“ war eine einseitige Lebensform und aus den Mönchen waren „Gebetsbeamte“ geworden.
Die regelmäßigen Einkünfte der Klöster bestanden in den Einkünften von Messen, Beneficien und Altären, dazu kamen noch die Zehnten von Leibeigenen und Bauern. Durch den Wohlstand, dessen sich die Klöster erfreuten, schlichen sich auch gewisse bescheidene Annehmlichkeiten ein.
Worin bestanden nun die Gebetsverpflichtungen eines durchschnittlichen Benediktinermönchs des 12. Jahrhunderts? Zusätzlich zum vollen Chorgebet, das zur Gänze gesungen war, kamen schon vor den Vigilien 22 Psalmen: die sieben Bußpsalmen und 15 sogenannte Stufenpsalmen. Im Laufe des Tages fügte man das Totenofficium dazu, Heiligenofficien (Laudes und Vesper), nochmals die Bußpsalmen, dann zwei bis drei Psalmen nach jeder Hore für die Stifter und Wohltäter. Zwei Messen wurden von allen Mönchen gefeiert, bzw. mitgefeiert, dazu kamen noch die Privatmesse der Priester. Die Lesungen der Mette waren sehr lang (z.B. wurde in Cluny der Römerbrief in zwei Nächten gelesen!) Das war praktisch in allen damaligen Klöstern so.
Besonders ausgeformt und sehr feierlich begangen wurde die Liturgie in Cluny, gegründet 909. Schon unter dem ersten großen Abt Odo wurden täglich 138 Psalmen gebetet (in Cîteaux vergleichsweise 37), an manchen Tagen der Fastenzeit kam man

später sogar auf 220! In Cluny selbst wurde das Chorgebet in Schichten verrichtet, sodass den ganzen Tag in der Kirche gebetet und gesungen wurde. Als Folge blieb für die Arbeit kaum mehr Zeit und Kraft. Und wenn man „arbeitete“, wurde dem Studium und der geistlichen Lesung der Vorzug gegeben.

Die Zisterzienserväter traten diesem institutionalisierten Mönchstum, das keineswegs entartet, aber doch sehr einseitig war, entschieden entgegen: Wir wollen keine Gebetsbeamten sein, wir wollen wie unsere Väter und die Apostel beten und arbeiten. Eine entscheidende Rolle für die Rückbesinnung auf die Handarbeit bot ihnen die Weisung aus der Benediktusregel: „Sie sind dann wirklich Mönche, wenn sie wie unsere Väter und die Apostel von ihrer Hände Arbeit leben“[4], denn die authentische Befolgung der Regel war eines der Hauptanliegen der zisterziensischen Reform.

Wir können uns heute, wo zumindest in unseren Breiten fast alle Menschen, die gesund sind, arbeiten, ja froh sind, wenn sie Arbeit haben, kaum vorstellen, welchen Protest diese Rückkehr zur Handarbeit beim traditionellen Mönchstum auslöste. Sicher sah man im christlichen Mittelalter die Arbeit, vor allem die grobe und schwere Handarbeit, nicht mehr bloß wie in der heidnischen Antike als Sache von Sklaven an, doch als Aufgabe der einfachen Bevölkerung und der Leibeigenen. Für einen Adeligen oder Ritter, aus denen sich die Mönche hauptsächlich rekrutierten, war es unvorstellbar, selber in den Stall oder aufs Feld zu gehen. Ein Echo dieses Aufschreis können wir noch in der Kirchengeschichte des Benediktiners Ordericus Vitalis hören:

> „Dass wir aber nicht jeden Tag Handarbeit leisten, das wird uns von sehr vielen böse vorgeworfen und angekreidet. Wir aber halten ihnen mutig entgegen, dass auch der Gottesdienst echte Arbeit bedeutet. Diesen haben wir einst von authentischen Lehrern gelernt, die sich durch langjährige

Befolgung des göttlichen Gesetzes bewährt hatten. König Dagobert, Theoderich, Kaiser Karl der Große und andere Könige und Fürsten haben aus Frömmigkeit Klöster gestiftet und aus ihren Einkünften reichlich für Nahrung und Kleidung der Diener Gottes gespendet. Sie haben ihnen zahlreiche Hörige zur gänzlichen Erfüllung der äußeren Arbeiten unterstellt und festgelegt, dass die Mönche sich der Lesung, heiligen Gebeten für alle ihre Wohltäter und den himmlischen Geheimnissen widmen sollten. Daher hat es sich durch die Anordnung der Fürsten und langdauernde Gewohnheit in Gallien eingebürgert, dass Bauern – wie es sich gehört – die bäuerlichen Arbeiten tun, und Knechte überall die knechtlichen Arbeiten verrichten. Die Mönche aber, die freiwillig auf die Nichtigkeiten dieser Welt verzichtet haben, um dem König der Könige zu dienen, sollen wie Töchter des Königs ruhig innerhalb der Klostermauern bleiben und in der Lesung die Geheimnisse der Heiligen Schrift erforschen. Keinesfalls dürfen die Bauern im Nichtstun erschlaffen, satt und ausgelassen ihre Zeit mit Gelächter und nutzlosem Spiel verbringen, denn ihre ureigenste Aufgabe ist es, ständig zu arbeiten. Wenn aber edle Ritter, scharfsinnige Philosophen und gewandte Lehrer der Welt entsagen, so sollen sie doch nicht dazu gezwungen werden, sich mit knechtischen und unangemessenen Tätigkeiten und Mühen zu befassen wie einfache Bauern, um den eigenen Lebensunterhalt zu verdienen? Die Zehnten und Opferspenden der Gläubigen werden allgemein den Klerikern und Dienern Gottes zugestanden, wie der Apostel Paulus den Korinthern sagt: ‚Alle, die im Heiligtum Dienst tun, leben vom Heiligtum; und alle, die am Altar Dienst tun, erhalten auch vom Altar ihren Anteil' (1 Kor 9,13). So hat auch der Herr geboten, dass die, die das Evangelium verkündigen, vom Evangelium leben. ... Wir wollen nicht von unseren Brüdern weit und breit als vermessene Erfinder von Neuerungen verurteilt werden!"[5]

So war die Handarbeit der Mönche im 12. Jahrhundert eine

verdächtige Neuerung. Außerdem war sie eine Demütigung in den Augen der damaligen Gesellschaft. Man konnte auf einmal sein Leben nicht mehr frei und bequem gestalten, musste auf Wetter, Jahreszeiten, die Notwendigkeiten der Landwirtschaft Rücksicht nehmen, war den Wechselfällen der Natur ausgeliefert, musste sich die Hände schmutzig machen, unterlag dem Stress und den Sachzwängen der Arbeit, war gezwungen, Überstunden zu machen, … Bernhard erzählt, dass die Zisterzienser an manchen Tagen sogar die Messe ausfallen ließen, wenn die Ernte drängte:

> „Wie oft muss die fromme Ruhe um der Frömmigkeit willen dem Tumult der Beschäftigungen weichen? Wie oft legt man mit gutem Gewissen das Buch zur Seite, um sich bei der Handarbeit abzuschwitzen! Wie oft unterlassen wir wegen irdischer Aufgaben ganz zu Recht sogar die Feier der heiligen Messe!“[6]

Auch spürten die Zisterzienser schon zu Beginn ihrer Reform, dass sie neben dem langen Chorofficium – auch wenn sie es gemäß den Angaben der Benediktusregel verminderten – gar nicht von ihrer Hände Arbeit allein leben konnten, weil einfach zu wenig Zeit dafür zur Verfügung stand. Aus diesem Grund nahmen sie dann die Konversen – Laienbrüder – auf, die einen großen Teil der Arbeit verrichteten, vor allem auf entlegenen Gutshöfen, den Grangien, während die Mönche gemäß der Benediktusregel im Kloster wohnten, den Gebetsdienst verrichteten und nur in den dafür vorgesehenen Stunden in Wald und Feld schafften. Diese Konversen waren in der Regel einfache Menschen, an deren schwerer Arbeit niemand Anstoß nahm. Sie lebten aber der Welt eine neue Form der Askese vor, indem sie bezeugten, dass man auch bei einem einfachen Gebetsdienst, der nur aus der Wiederholung der Grundgebete bestand, durch treue Verrichtung der täglichen Pflichten sein Leben heiligen und Gott weihen konnten. Die Zisterzienser ehrten diese Mitarbeiter dadurch,

dass sie sie gleich den Mönchen in den Orden aufnahmen, unter ihre Obsorge stellten und ihnen an den geistlichen und materiellen Gütern des Klosters in gleicher Weise Anteil gaben wie den Mönchen.[7]

Schon daraus wird ersichtlich, dass die Arbeit für die Zisterzienser mehr war als die Mühe um den Lebensunterhalt. Sie war auch eine Form der Askese, und zwar eine gesunde, aufbauende Askese, die das geistliche Leben der Mönche und Konversen wesentlich prägte und adelte. Wir lesen in einem Brief von Bernhard von Clairvaux an Aelred von Rievaulx:

> „Ich glaube, dass du mit deiner Axt etwas aus dem Felsen herausgeschlagen hast, was du bei allem Scharfsinn des Verstandes in den Bibliotheken der Lehrer nicht gefunden hättest, und dass du oft in der Mittagsglut im Schatten der Bäume manches erfahren hast, was du niemals in den Schulen gelernt hättest“ [8]

Wie revolutionär mochte das in den Ohren eines Mönches des 12. Jahrhunderts klingen! Die Arbeit führt, wenn sie in rechter Weise verrichtet wird, zur geistlichen Erkenntnis, und das vielleicht mehr als das Studium der Heiligen Schrift und der Väter! Sicher ist dies auch heute noch wert, meditiert zu werden, damit wir – bedroht durch die Leistungsgesellschaft des 21. Jahrhunderts – nach dem geistlichen Sinn der Arbeit fragen und ihn bewahren.

Überdies hatte die Arbeit für die Zisterzienser auch einen sozialen Aspekt.

Der schon zitierte Benediktiner Ordericus Vitalis legt in seiner Kirchengeschichte Robert, dem Gründer von Cîteaux, folgende Worte in den Mund:

> „Wir haben das Lebensnotwendige und Kleidung im Überfluss durch den Zehnten und die Opferspenden der Kirchen und entziehen durch Schlauheit oder Gewalt den Priestern das, was ihnen zusteht. So nähren wir uns tatsächlich vom Blut der

Menschen und sind mitschuldig an ihren Sünden.“[9]

Aelred von Rievaulx, ein englischer Zisterzienserabt und –schriftsteller, lässt in seinem Spiegel der Liebe einen Novizen sagen:

„Nirgendwo gibt es (bei den Zisterziensern) Zank, nirgendwo die Klagen der Bauern wegen der harten Unterdrückung.“ [10]

Damit vertraten die Zisterzienserväter einen Standpunkt, der erstaunlich modern klingt: Die Arbeit war für sie eine Form der sozialen Verantwortung. Und gemeinsam verrichtete Arbeit verband Herren und Knechte, Mönche und Taglöhner, die nicht wie Leibeigene ausgebeutet, sondern nach dem ausdrücklichen Willen der Väter für ihren Dienst bezahlt werden sollten![11]

Es ist nicht erstaunlich, dass die Zisterzienser mit diesem Arbeitsethos gerade dazu prädestiniert waren, zur Kolonisation Osteuropas einen wesentlichen Beitrag zu leisten. Ich möchte jetzt nicht idealisieren. Ganz gewiss mussten auch die Klöster im Lauf der Zeit darauf achten, nicht den Arbeitszwängen zu unterliegen und ihretwegen zu neuem Unrecht beizutragen, und ganz gewiss ist ihnen das nicht immer in befriedigender Weise gelungen. Doch ändert das wohl nichts an der grundlegenden Tatsache, dass Zisterzienser wesentlich mitgewirkt haben, Europa arbeiten zu lehren, und gleichzeitig durch ihr ausgewogenes Verhältnis zwischen Arbeit und geistlichem Leben Bedingungen aufgezeigt haben, unter denen Arbeit tatsächlich dem geistlichen und leiblichen Wohl der Menschen dient. Damit sind wir aber schon beim 2. Impuls.

## 2. Impuls der Zisterzienser: Maßhalten und Ausgeglichenheit des Lebens

Das Leben, das die Zisterzienser führten und lehrten, war hart und einfach, aber ausgeglichen. Bei ihrer Rückbesinnung

auf die Regel des hl. Benedikt gewannen sie, vielleicht ohne es ausdrücklich anzustreben, die Ausgewogenheit der Lebensführung zurück, die im Lauf der Geschichte verloren gegangen war. In den Zisterzienserklöstern wurde der Mensch ganzheitlich in Zucht genommen: Geist, Seele und Leib. Die Arbeit wurde durch das Gebet geadelt, das Gebet durch die Arbeit geerdet.
Und tatsächlich war diese Rückkehr zum Ursprung für die anderen, traditionell geprägten Ordensgemeinschaften ein kräftiger Impuls, der auch bei ihnen nach und nach zu einer Änderung der Verhältnisse beitrug. Besonders wichtig ist dieser Impuls aber heute, in einer Zeit der Zersplitterung und Spezialisierung, in der zumindest wir Menschen der westlichen Welt schmerzlich dem verlorenen Gleichgewicht und der verlorenen Ganzheitlichkeit nachtrauern.
Mit dem Streben nach einem authentischen Leben nach der Regel des hl. Benedikt in Armut und radikaler Ausrichtung auf Gott ist auch der nächste Impuls verbunden, der bis heute von der Lebensweise und Lebenseinstellung der Zisterzienser Zeugnis ablegt:

## 3. Impuls der Zisterzienser: Einfachheit und Wesentlichkeit

Einfachheit ist eine Form der Armut, aber mehr. Sie ist eine Reduktion auf das Wesentliche, Klare, eine Hilfe für die Orientierung. Sie ist so gesehen auch ein geistlicher Wert. Die Zisterzienser stellten sich so gegen eine ständige Verfeinerung der Kunst, gegen das Streben, sich durch auffallende Kunstwerke einen Namen zu machen, gegen Prunksucht, Verweichlichung und Veräußerlichung.
Man lese die Apologie Bernhards, in der er mit Humor und

Ironie seine Gedanken zum Ausdruck bringt:

> „Ich übergehe die grenzenlose Höhe der Bethäuser, ihre übermäßige Länge und unnötige Breite, den kostspieligen Glanz und die bis ins Kleinste ausgearbeiteten Abbildungen. Dies alles zieht den Blick der Beter an sich und hindert die Andacht ... Um es unverblümt zu sagen: Ist das eine Frucht der Habgier, die Götzendienst ist? Man sieht, wie als Leuchter geradezu Bäume aufgestellt werden, wunderbare Werke eines Künstlers, an denen die angebrachten Lichter nicht heller funkeln als die Edelsteine. Was glaubst du, wird mit all dem angestrebt? Die Zerknirschung der Reumütigen oder die Bewunderung der Betrachter? O Eitelkeit über Eitelkeit! An den Wänden zeigt die Kirche ihren Glanz, an den Armen ihre Knickrigkeit!“ [12]

Ähnliche Schilderung, auch bezüglich der zeitgenössischen Musik, lassen sich bei Aelred von Rievaulx finden[13].

Dabei waren die Zisterzienser weit davon entfernt, Einfachheit und Primitivität zu verwechseln. Während sie für ihre Konventbauten mit dem Material zufrieden waren, das sich in ihrer unmittelbaren Nähe fand, ließen sie die Steine für die Kirche bisweilen viele Kilometer weit herbeischaffen, beispielsweise in Pontigny. Die Schönheit und die Wirkung ihrer Gotteshäuser war es ihnen wert, trotz der damaligen Transportbedingungen, die wir uns heute gar nicht mehr vorstellen können.

Einfachheit verlangte nach ihrer Auffassung nicht, sich für das Minderwertige zu entscheiden, sondern sich auf das Wesentliche zu besinnen und ihm den richtigen Stellenwert zu geben. Das galt für den ausgeglichenen Tagesplan ebenso wie für den Choral oder für die Baukunst.

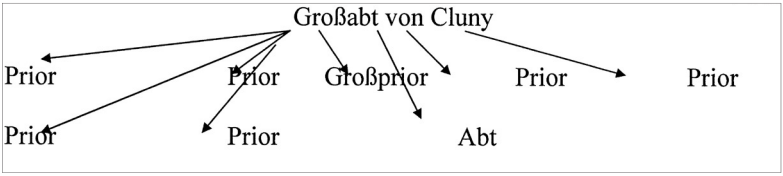
Ich glaube, dass auch dieses Anliegen zeitlos gültig bleibt. Eine solche Einfachheit ist eine große Hilfe für das persönliche Leben, sie kann helfen, nicht bei Nebensächlichem hängen zu

bleiben, sondern geradlinig auf das Ziel zuzugehen. Jedoch setzt sie eines hohes Maß an Reife, innerer Freiheit und Klarheit voraus – eine ständig neu zu lösende Aufgabe!

## 4. Impuls der Zisterzienser: Sie schufen den ersten religiösen Orden im modernen Sinn.

Ich möchte mich nun dem Bereich des Rechts zuwenden. Auch hier wirkten die Zisterzienser in ihrer Zeit bahnbrechend.
Dabei ist es wichtig, darauf hinzuweisen, dass sie gar nicht vorhatten, etwas Neues auf die Füße zu stellen. Sie waren einfach durch ihre Lebensumstände gezwungen, sich mit der Frage nach einer Verfassung für ihren Klosterverband auseinanderzusetzen und fanden eine Antwort, die sich weit über ihren Rahmen hinaus bewähren sollte.
Bei ihrer Reform stießen die Zisterzienser auf gewaltigen Widerspruch. Der Zug der Zeit und die Macht der Gewohnheit waren so groß, dass sie wohl mit Recht befürchteten, ihre Anliegen auf die Dauer nicht behaupten zu können, wenn sie nicht über ein schlagkräftiges System der Zusammenarbeit und gegenseitigen Kontrolle verfügten.
Schon nach der Gründung der ersten Klöster wurden daher vom Generalkapitel Richtlinien zusammengestellt, die in den kommenden Jahrzehnten (bis 1165) ergänzt und erweitert wurde, bis sie schließlich in der sogenannten „Carta Caritatis posterior“ ihre letzte Fassung erhielten.[14] Beim Lesen dieser Urkunde sind die meisten Menschen enttäuscht, denn sie erwarten einen spirituellen Text und finden trockene und anscheinend langweilige Gesetzesregelungen. Und doch sind diese Vereinbarungen bei genauerem Hinsehen genial! Die Redaktion ist mit dem Namen Stefan Hardings, des ersten Abtes von Cîteaux, verknüpft, aber auch die anderen Äbte,

unter ihnen Bernhard von Clairvaux, haben mitgewirkt. Übrigens haben die Zisterzienser – hier wie bei den meisten ihrer Reformen – die einzelnen Pfeiler ihrer Verfassung nicht selbst erfunden, sie übernahmen sozusagen bereits vorhandenes Baumaterial, schufen daraus aber etwas Neues. Um sich das bewusst zu machen, kann es hilfreich sein, einmal einen Blick auf den **Aufbau des Ordens von Cluny** zu werfen, der im 12. Jahrhundert ebenfalls in Blüte stand.




Wie die Pfeile anzeigen, ging die Bewegung im Orden von Cluny, der eben deswegen nicht als religiöser Orden im modernen Sinn bezeichnet werden kann, ausschließlich von oben nach unten. Cluny hatte unter sich eine große Zahl abhängiger Priorate in allen Ländern des Abendlandes, von denen einige als Großpriorate eine besondere Rolle spielten. Ebenso gab es einzelne Abteien, die dem Abt von Cluny unterstanden, der nicht umsonst den Titel „Großabt“ trug. In den meisten Fällen hatte der Abt von Cluny das Recht, nicht nur alle Prioren zu ernennen, sondern war auch sonst Letztverantwortlicher in allen Angelegenheiten der ihm unterstellten Klöster. Es war ebenfalls vorgesehen, dass die unterstellten Klöster das Leben in Cluny durch einen regelmäßigen Tribut mitfinanzierten. Der Abt von Cluny selbst wurde im Allgemeinen nicht frei vom Konvent gewählt, sondern von seinem Vorgänger bestimmt. Vielleicht erklärt das die große Zahl aufeinanderfolgender heiliger Äbte, es entsprach jedoch sicher nicht dem, was wir heute als

Mitverantwortung aller Mitglieder bezeichnen.
Cluny hatte somit ein System der Zusammengehörigkeit, das mehr oder weniger den üblichen zeitgenössischen feudalen und monarchischen Formen entsprach. Kontrolle und Herrschaftsausübung wurden von oben nach unten ausgeübt, wobei es kein oder nur wenig Mitspracherecht der Untergebenen gab. Die Folge war natürlich, dass der Abt von Cluny als Einzelperson bald überfordert war. Wie sollte er sich um alle Entscheidungen in allen Klöstern kümmern oder auch nur darüber unterrichtet sein? So sandte er seine Delegaten, genannt „Kämmerer“ (chambriers), aus, die in seinem Namen die Klöster besuchten.
Wie anders sahen da die Grundpfeiler der Carta Caritatis aus! Das System der Filiation, in der jedes Kloster als Mutterkloster durch die jährliche Visitation eine Aufsichtspflicht über die ihm unterstellten Tochterklöster ausübte, teilte die Zuständigkeiten organisch auf. Außerdem beschränkten die Zisterzienser diese Kontrolle ausdrücklich auf die Einhaltung der Observanzen und der Ordensregel.
Somit war jedes Kloster wirtschaftlich unabhängig und durfte auch nicht zu Tributleistungen an das Mutterkloster verpflichtet werden. Notwendige Entscheidungen und Klärungen wurden auf dem jährlichen Generalkapitel aller Äbte getroffen.
Die Verbindung untereinander war somit, wie die Zisterzienser durch die Bezeichnung „Carta Caritatis“ stolz betonten, tatsächlich auf die Verbundenheit in der Liebe unter der einen Ordensregel und nach den gleichen Observanzen beschränkt:

> „Wir wollen in einer Liebe, unter einer Regel und nach den gleichen Bräuchen leben.“[15]

Folgende Skizze zeigt die Unterschiede anschaulich auf:

| Cluny | Citeaux |
|---|---|
| •Abt von Cluny bestimmt selbst seinen Nachfolger<br>•Alle Prioren sind von ihm ernannt<br>•Er kontrolliert ihr Leben in jeder Hinsicht | •Freie Abtwahl in allen Klöstern<br>•Kontrolle nur in Hinsicht der Ordensobservanzen durch den Vaterabt<br>•Volle wirtschaftliche Unabhängigkeit der Klöster |
| •Abhängige Klöster zahlen Tribut | •Kein Tribut |

Mit diesem ausgewogenen Aufsichts- und Abhängigkeitssystem hatten die Zisterzienser eine Verfassung geschaffen, die so flexibel war, dass sie auch für andere Klosterverbände hilfreich sein konnte. Mit ihr schufen sie den ersten religiösen Orden im modernen Sinn[16]. Darum ist es nicht verwunderlich, dass die Carta Caritatis von verschiedensten anderen Klosterverbänden in der Fassung der Summa Cartae Caritatis abgeschrieben und übernommen wurde: z.B. von den Prämonstratensern, den Regularkanonikern von Arrouaise, den Augustinern von Oigny. Die Kartäuser übernahmen ab 1155 die Einrichtung des Generalkapitels.

Beim 4. Laterankonzil 1215 wurde das Generalkapitel für alle damaligen Ordensgemeinschaften verpflichtend, und den Zisterziensern wurde die Aufgabe übertragen, anderen Gemeinschaften bei der Abhaltung behilflich zu sein, weil sie dabei schon viel Erfahrung hatten.

Vielleicht ist es interessant, die in der Carta Caritatis niedergelegte Ordensverfassung einmal nach modernen Gesichtspunkten zu überprüfen, zum Beispiel gemäß der von Montesquieu im 18. Jahrhundert zum ersten Mal erhobenen Forderung nach der Trennung der Gewalten.

Da ergibt sich folgendes Bild:

| TRENNUNG DER GEWALTEN | |
|---|---|
| •Legislative Gewalt | durch das Generalkapitel |
| •Exekutive Gewalt | durch den Abt |
| •Richterliche Gewalt | durch den Vaterabt bei der Visitation bzw. durch das Generalkapitel |

Es fällt auch, dass es sogar ein richtiges, geordnetes Berufungsverfahren gab: Sollte ein Abt den Eindruck haben, bei der Visitation ungerecht behandelt worden zu sein, so konnte er sich an das Generalkapitel wenden, das die letzte Instanz war[17]. Bei manchen Entscheidungen gab es noch eine Zwischeninstanz: Wichtige Entscheidungen, zum Beispiel die Absetzung eines Abtes, durfte ein Abt bei der Visitation nicht allein fällen, sondern er musste dafür Äbte aus benachbarten Klöstern zu Rate ziehe.[18]
So haben die Zisterzienser bei der Erstellung ihrer Verfassung intuitiv die Trennung der Gewalten vorweggenommen, die dann erst viel später zur Sicherung einer ausgewogenen Rechtsordnung gefordert wurde.

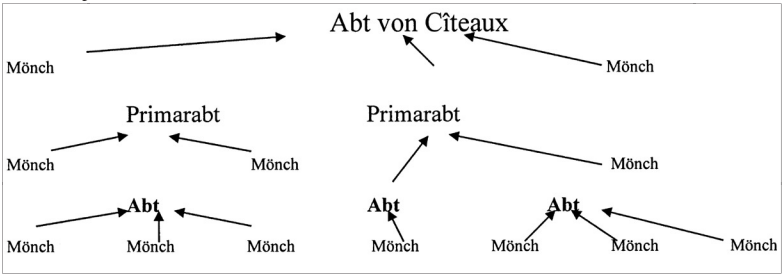
## 5. Impuls der Zisterzienser: das erste Beispiel einer direkten Demokratie von unten.

Bei den Zisterziensern waren nicht nur die Kompetenzen nach dem Subsidiaritätsprinzip gleichmäßig verteilt, sondern die Bestellung zu den verschiedenen Ämtern geschah durch eine direkte Demokratie von unten, die jedem Mönch sein persönliches, geheimes, freies Stimmrecht zuerkannte.
Jeder Mönch in jedem Kloster des Zisterzienserordens konnte nach der Regel des hl. Benedikt und der Zusage in

der Bulle Innozens II. „Habitantes in domo“ (1132) frei und ohne Einmischung von außen seinen Abt wählen. Der Abt jedoch hatte nach den Satzungen der Carta Caritatis zusammen mit den Mönchen des Mutterklosters aktives und passives Stimmrecht bei der Abtwahl im Mutterkloster.[19] Der Abt des Mutterklosters war wiederum bei der Wahl seines Vaterabtes mitbeteiligt usw. bis zu den Primaräbten hinauf, Die Primaräbte ihrerseits wählten zusammen mit den Mönchen von Cîteaux den Abt von Cîteaux, den höchsten Repräsentaten des Ordens.

Sehr häufig kletterte auf diese Weise ein tüchtiger Abt auf einer richtigen Karriereleiter empor: Vom Abt eines kleinen, unbedeutenden Klosters stieg er direkt oder über Zwischenstufen zum Abt eines Primarklosters und dann zum Abtstuhl von Cîteaux auf.

Anschaulich aufgezeichnet schaute das demokratische Wahlsystem des Zisterzienserordens so aus:




Wenn man diese Skizze mit jener über den Aufbau des Ordens von Cluny vergleicht, so erscheint der Unterschied geradezu suggestiv. Ist es tatsächlich so, dass die Bewegung von Cluny fast ausschließlich von oben nach unten, die im Zisterzienserorden von unten nach oben ging? Gab es bei den Zisterziensern keine Anordnungen von oben, die in den Klöstern auszuführen waren?

Tatsächlich war bei den Zisterziensern nicht eine einzelne

Persönlichkeit, auch nicht der Abt von Cîteaux, sondern das Generalkapitel aller Äbte das oberste und einzige gesetzgebende Organ. Der Abt von Cîteaux führte bei diesem Kapitel zwar den Vorsitz, hatte aber sonst keinerlei Vorrechte außer dem einen, dass er beim Reden sitzen bleiben durfte.[20] Auch wurde beim Generalkapitel nur über das Heil der Seelen gesprochen und es wurden Anordnungen getroffen, die die Beobachtung der Regel und der Ordenssatzungen betreffen.[21] Bei allen anderen Themen und Entscheidungen waren die Klöster tatsächlich unabhängig und selbstständig. So entspricht die Skizze tatsächlich den Verhältnissen im Zisterzienserorden.

Es war mir nicht möglich, umfassende Vergleiche mit anderen Rechtssatzungen durchzuführen. Trotzdem möchte ich die Vermutung äußern, dass die demokratische Verfassung des Zisterzienserordens im 12. Jahrhundert, die jedem Mitglied ganz persönlich seine unvertretbaren Rechte bei der Mitverantwortung sicherte, sowohl in die Kirche wie auch in der weltlichen Gesellschaft dieser Zeit einmalig war.[22] Sie lief auch dem allgemeinen kirchlichen Trend des 12. Jahrhunderts hin zu immer strafferem Zentralismus entgegen.[23]

Diese Verfassung ist außerdem – mehr als lange Lobesreden – ein Ehrenerweis für Abt Stefan Harding, der an der Redaktion maßgeblich beteiligt war, sich jedoch keinerlei Vorrechte sicherte. Wäre es nur in der Geschichte des Ordens immer bei dieser Bescheidenheit der Äbte von Cîteaux geblieben! Tatsächlich forderten jahrelange Streitigkeiten über die Kompetenzen dieses Abtes, die in späteren Jahrhunderten ausbrachen, nicht nur ein Umaß an Zeit und Nervenkraft, sondern sie fügten auch dem Heil der Seelen und dem Ansehen des Ordens großen Schaden zu.

# 6. Impuls der Zisterzienser: Erfindungen in Technik, Landwirtschaft und Bauwesen

Die Zisterzienser waren zu ihrer Zeit wohl die einzigen Gebildeten, die sich freiwillig zum Erwerb des Lebensunterhaltes der Arbeit in Stall, Garten, Wald und in den verschiedenen Werkstätten widmeten. So war es auch nicht erstaunlich, dass sie im Lauf der Zeit wegweisende Erfindungen machten. Bis heute kann man ihre Leistungen in der Wasserwirtschaft bewundern. Sie gründeten ihre Klöster vor allem deshalb in Tallagen, um die Wasserkraft für die verschiedensten Zwecke zu nutzen: zur Bewässerung der Gärten und Felder, zum Betrieb ihrer Mühlen, der Schmiede, der Gerberei und anderer Werkstätten, für Wäscherei und Küche und zuletzt wieder für Latrinen und Düngung. Sie waren maßgeblich an der Entwicklung der Fruchtwechselwirtschaft beteiligt, auf die die Landwirtschaft im Bemühen um naturnahen Anbau heute wieder vermehrt zurückkehrt, erfanden den Räderpflug und andere Werkzeuge. Es gibt eine eigene Schweizer Studie, die die Pioniertaten der Zisterzienser in den Schweizer Klöstern untersucht und dokumentiert.[24]

Da die Mönche ihre Klöster selber bauten, hatten sie erfahrene Baumeister und Maurer, die auch für den Bau von gotischen Kathedralen herangezogen wurden. Berühmt im Kirchenbau waren die einfachen, aber überaus geschmackvollen und haltbaren Bodenkacheln, die die Zisterzienser allein mit Erdfarben gestalteten. Heute noch staunen Besucher der Ruinen der englischen Zisterze Byland (in der Nähe von York) über die gekachelten Böden mit ihren wunderbaren Mustern – alles unter freiem Himmel –, die dem Zahn der Zeit durch acht Jahrhunderte Widerstand geleistet haben.

## 7. Impuls der Zisterzienser: Geschichtsschreibung und Geschichtsphilosophie

Seit jeher ist es in den Klöstern üblich, Chroniken zu schreiben, um wichtige Ereignisse aufzuzeichnen. Manche Chronisten machten aus ihren Werken sogar richtige Bände der Geschichtsschreibung, indem sie auch die Geschichte des Landes und der Welt miteinbezogen.
Geschichtliche Werke sind von vielen Zisterziensern überliefert, beispielsweise von Aelred von Rievaulx. Weltberühmt aber wurde Otto von Freising (+ 1158), Sohn des heiligen Babenberger Herzogs Leopold III. von Österreich, später Abt von Morimond und Erzbischof von Freising, für seine Schrift „Chronica de duabus civitatibus", in der er eine Weltgeschichte verfasste und das Werk des Kirchenvaters Augustinus „De civitate Dei" weiterentwickelte. In Polen war der Erzbischof von Krakau und spätere Zisterzienser von Jedrzejow Vinzenz Kadlubek (+ 1223) einer der Begründer der polnischen Geschichtsschreibung.

## 8. Impuls der Zisterzienser: Ganzheitliche authentische Spiritualität (Einheit von Wissen, Kunst und Leben)

Es folgen jetzt die spirituellen Impulse. Im Wesentlichen ist es ein einziger, der in verschiedenen Punkten entfaltet wird. Auch in spiritueller Hinsicht übernahmen die Zisterzienser Anliegen ihrer Zeit und des benediktinisch-monastischen Lebens und brachten sie auf ihre Art zum Leuchten.
Jean Leclerq hat den Ausdruck der monastischen Theologie geprägt. Damit will er sagen, dass die Theologie, wie sie

in den Klöstern geübt wurde und ihren Ausdruck in den Schriften von Mönchen findet, sich von der Theologie an den Schulen unterscheidet. Dieser Ausdruck ist umstritten, nicht umstritten bleibt aber wohl die Tatsache, dass die Umwelt und der Lebensstil einen Menschen prägen. So wird sich das theologische Denken eines Mönches, der in Stille und ständigem Gebet lebt, vom theologischen Denken eines Professors unterscheiden, der sich täglich in Diskussionen und Disputationen übt. Das gilt natürlich nicht nur von den Zisterziensern, aber die Zisterzienser übten durch ihren großen Aufschwung im 12. Jahrhundert und die vielen begabten Schriftsteller in ihrer Blütezeit einen bedeutenden Einfluss aus.

Ihre Theologie nährte sich aus dem Gebet, der Lectio divina, aus der Tradition der Kirche und der Kirchenväter. Sie entsprang dem eigenen Leben und mündete auch wieder darin ein. Wenn sie sich noch mit künstlerischen Qualitäten verband, wie beispielsweise beim hl. Bernhard, so ergab sich eine großartige Gesamtschau, eine ganzheitliche Theologie, die den Menschen nicht nur mit seinem Verstand anspricht, sondern auch mit seinem Herzen, seinem Sinn für Schönheit und ihm zugleich Impulse für das praktische Leben gibt.

Man beklagt, dass ab dem 13. Jahrhundert Theologie und erbauliches Schrifttum immer mehr auseinanderklafften, zum Schaden für beide. Theologie wurde eine trockene, rationale Angelegenheit, erbauliche Schriften dagegen entarteten bisweilen zu gefühlstriefenden, manchmal auch verstiegenen Ergüssen, denen die Nüchternheit fehlte. Und beiden mangelte mehr und mehr der Bezug zur Welt der Heiligen Schrift. Das ist sicher auch dadurch bedingt, dass die Theologie seit der Zeit der Scholastik und dem Aufblühen der Universitäten immer mehr eine Angelegenheit für einzelne Gebildete wurde, die zudem

meist kein kontemplatives Leben mehr führten. Den mystischen Schriftstellern mangelte es nicht selten dagegen an einer soliden religiösen Grundausbildung und geistlichen Begleitung.
Wir Zisterzienser haben das Glück, dass unsere maßgeblichsten Autoren in einer Zeit lebten, in der die Einheit noch nicht zerbrochen war, sondern durch das besondere Klima des 12. Jahrhunderts noch vertieft und bereichert wurde. So können sie quer durch die Zeiten den Menschen mit allen seinen Kräften ansprechen und bewegen, wie es die Wirkungsgeschichte der Schriften des hl. Bernhard auch beweist.
Das möchte ich jetzt an einigen Punkten noch genauer darlegen.

## 9. Impuls der Zisterzienser: Betonung der Liebe und Freude

Das 12. Jahrhundert ist als das Jahrhundert der Liebe in die Geschichte eingegangen. In dieser Zeit entstanden so viele Abhandlungen über die Liebe, besonders Auslegungen des Hohenlieds, wie in allen elf vorangegangen Jahrhunderten zusammen. Im weltlichen Bereich war dieser Impuls ebenfalls zu spüren, man denke nur an das Aufblühen des Minnesangs. Auch unsere Zisterzienserautoren waren von der Liebe fasziniert und drückten ihre Begeisterung in ihren Schriften aus, wie es die folgende kleine Aufstellung zeigt:

| Autor: | Titel des Werkes: |
|---|---|
| Bernhard: | Über die Gottesliebe; Predigten zum Hohelied |
| Aelred: | Spiegel der Liebe |
| Wilhelm von St. Thierry: | Eigenart und Würde der Liebe; Auslegung des Hohenliedes |

Dazu kommt noch, dass die Lebensform der Zisterzienser ein besonderer Ansporn zu hochherziger Liebe war:
Alle, die in ihre Klöster eintraten, entschieden sich im Gegensatz zu den damaligen Kandidaten der traditionellen Klöster im erwachsenen Alter freiwillig dafür.
Sie nahmen bewusst die Härten und Entsagungen auf sich, um Christus zu gewinnen. In dieser Hinsicht gibt es einen sehr interessanten Text Aelred von Rievaulx über die Eigenart der Liebe und die enge Beziehung zwischen Liebe und Freude, die liebende Menschen zu allen Zeiten erfahren haben. Es geht darin um die Antwort Aelreds an einen Kritiker, der die Behauptung aufstellte, dass ein so strenges und herausforderndes Leben, wie es die Zisterzienser führten, alle Kräfte des Herzens zum Erlahmen bringen müsse:

> „Dein Einwand lautet: „Durch beharrliche Nacht wachen seinen Leib schwächen, durch tägliche Mühen das Fleisch abtöten und durch ganz einfache Kost die Kraft der Glieder zum Schwinden bringen – das ist doch nicht nur ziemlich mühevoll, sondern steht auch eindeutig so sehr im Gegensatz zu der Liebe, die du uns so sehr ans Herz legen willst, dass es jede Wonne des Geistes vertreibt und ihm jede geistliche Freude raubt!“
>
> Das ist die lächerliche Meinung mancher Menschen, die geistliche Freude sozusagen mit fleischlicher Lust gleichsetzen und behaupten, dass körperliche Abtötung dem Geist schade und die Leiden des äußeren Menschen die Heiligkeit des inneren Menschen verringern. Sie sagen: Da Leib und Seele im natürlichen Empfinden eine Einheit bilden, teilen sie einander mit Notwendigkeit auch gegenseitig ihre Leiden mit. Es ist also praktisch unmöglich, dass die Bedrängnis des einen Teils die Heiterkeit des anderen nicht beeinträchtigt, so dass der Geist sich bestimmt nicht zu jener geistlichen Freude aufschwingen kann, wenn er durch irgend eine

Bedrängnis von Traurigkeit niedergedrückt wird. Mit großem Scharfsinn scheinen sie das zu erforschen und zu beweisen. Welch eine Schande, die geistliche Gnade will man nach den Lehrsätzen des Hippokrates suchen! So, ja, so irren sich die Menschen, die sich mehr auf natürliche Beweisgründe als auf die Lehren der Apostel stützen!

Das ist wahrhaftig nicht die Weisheit, die von oben herabsteigt, denn diese ist vor allem rein, sodann friedlich (Jak 3, 15.17:V), nein, diese ist irdisch, sinnlich, teuflisch! Das ist eine Weisheit in Worten –, indem sie fleischliche Lust lehrt, will sie das Kreuz Christi abschaffen (1 Kor 1,17:V). In ihm findet sich freilich, was das Fleisch betrifft, nichts Angenehmes, nichts Weiches, nichts Verfeinertes und schon gar nichts Ausgeklügeltes. Das Kreuz lässt sich aber nicht abschaffen. Es stürzt vielmehr diese ausgeklügelte Lehre um, die Nägel in den heiligen Gliedern bekämpfen sie, und die Lanze, die in die geliebte Brust gestoßen wurde, widerlegt sie mit heilsamer Schärfe. Ich bin nämlich ganz anderer Meinung und sage es mutig: Falls man an die Abtötung des Fleisches in einer klugen Einstellung herangeht und die Mäßigkeit wahrt – doch soll man dafür nicht das eigene Gutdünken, sondern das Beispiel der Älteren als Maßstab nehmen, damit sich nicht etwa Nachlässigkeit und Zügellosigkeit hinter dem Anschein der Klugheit verstecken –, dann ist die Abtötung des Fleisches für den Geist nicht schädlich, sondern notwendig, aber sie vermindert nicht den göttlichen Trost, sondern ruft ihn meiner Ansicht nach vielmehr herab. Das geht soweit, dass meiner Meinung nach folgende zwei Größen wenigstens in diesem Leben einander immer die Waage halten: die äußere Bedrängnis und der innere Trost.“[25]

Der Autor spricht hier eine Erfahrung an, die gläubige Menschen zu allen Zeiten machten: Wenn sie durch äußere oder innere Anforderungen und Schwierigkeiten

ganz besonders herausgefordert waren, mussten sie sich notgedrungen, um bestehen zu können, viel tiefer im Gebet verankern und alle Kräfte des Geistes und Herzens aktivieren. So wurde aus der Forderung eine Förderung, und das geistliche Leben blühte auf.

Die Beobachtung, dass die Zisterzienser ganz allgemein eine auffallende Freude lebten und ausstrahlten, machten sogar Kritiker des Ordens, wie der Benediktiner Ordericus Vitalis in seiner Kirchengeschichte:

> „Viele edle Krieger und tiefsinnige Philosophen strömten zu ihnen wegen der einzigartigen Neuheit (ihres Lebens). Sie nahmen von sich aus die ungewohnte Strenge auf sich und sangen auf dem rechten Weg froh Loblieder der Freude für Christus. In abgelegenen und waldigen Gegenden bauten sie mit eigener Hand Klöster und gaben ihnen in aufmerksamer Sinngebung heilige Namen, z.B. Maison-Dieu[26], Clairvaux[27], Bonmont[28] und l'Aumône[29] und viele ähnliche. Allein durch den Wohlklang des Namens werden jene, die ihn hören, eingeladen, eilends zu erfahren, wie groß die Seligkeit ist, die mit einem so einzigartigen Namen bezeichnet wird."[30]

Hinweisen möchte ich noch darauf, dass sich diese Liebe und Freude nicht nur in der Gottesbeziehung ausdrückte, sondern auch in einem herzlichen Miteinander, bis hin zur geistlichen Freundschaft. Es ist auf den ersten Blick sehr verwunderlich, dass gerade der Zisterzienser Aelred von Rievaulx, der im strengen Zisterzienserorden unter damals fast vollständigem Schweigen lebte, ein Buch über die geistliche Freundschaft geschrieben hat. Schon allein diese Tatsache weist darauf hin, dass sich die Freundschaft nach Aelred nicht primär in langem Geplauder äußerte, sondern in der geistigen Verbundenheit in Christus. Markant beginnt deshalb der Traktat mit den Sätzen:

„Hier sind wir, ich und du, und hoffentlich ist als dritter Christus bei uns!“ [31]

## 10. Impuls: Personale Beziehung zu Jesus und Maria

Die Liebe ist eine zutiefst personale Beziehung, und es ist nicht erstaunlich, dass diese Ebene der Beziehung und der Personalität fast automatisch in das Blickfeld tritt, wenn Menschen über die Liebe reflektieren. Diese Reflexion gründet auch auf dem christlichen Menschenbild, das den Menschen als Ebenbild Gottes sieht

Das 12. Jahrhundert ist außerdem als das Jahrhundert der anbrechenden Gotik bekannt, in der sich das Interesse der Menschen vom erhöhten Herrn ab, und mehr dem Menschen Jesus zuwendet. Unsere Zisterzienserväter waren auch von dieser Entwicklung, dieser geänderten Blickrichtung, beeinflusst und prägten sie maßgeblich mit.

Als Beispiel möchte ich (stark gekürzt) die wunderschönen und zeitlos gültigen Worte zitieren, die Bernhard in der 20. Predigt zum Hohenlied verwendet, um den Weg der menschlichen Liebe aufzuzeigen, die beim Menschen Jesus beginnt, um dann bis zum verherrlichten Herrn aufzusteigen. Er beginnt mit einer Darlegung der Liebe, die Jesus zu uns hatte:

> „Am allermeisten liebenswert macht dich mir, Jesus, der Kelch, den du getrunken hast, das Werk unserer Erlösung. Mit Leichtigkeit nimmt das meine ganze Liebe in Anspruch.
>
> Gar sehr musste sich der Erlöser dafür plagen, während er als Schöpfer bei der Erschaffung der ganzen Welt nicht solche Mühe auf sich nahm. Da sprach er nur, und alles war geschaffen. Hier aber ertrug er bei seinen Worten die, die ihm widersprachen, bei seinen Werken die, die ihn

belauerten, auf der Folter die, die ihn verspotteten, und im Tod die, die ihn schmähten. Sieh, wie er geliebt hat!

Füge noch hinzu, dass diese Liebe keine Erwiderung unserer Liebe, also keine Rückgabe, sondern eine Draufgabe war. Denn wer hat ihm zuerst etwas gegeben, sodass er etwas zurückgeben musste? Der hl. Evangelist sagt: „Er hat uns zuerst geliebt“ (l Joh 4,10). Er liebte uns ja schon, bevor wir überhaupt lebten, und er liebte uns sogar, als wir ihm widerstrebten. Paulus bezeugt es mit den Worten: „Als wir noch Feinde waren, sind wir mit Gott versöhnt worden durch das Blut seines Sohnes“ (Röm 5,10). Er hätte uns ja gar nicht als Freunde gewonnen, wenn er uns nicht geliebt hätte, als wir noch Feinde waren!

Er liebte uns voll Zärtlichkeit, Weisheit und Stärke. Mit Zärtlichkeit, weil er ganz Mensch geworden ist, mit Weisheit, weil er nichts falsch gemacht hat, und mit Stärke, weil er den Tod überwunden hat. So ist er ein zärtlicher Freund, ein kluger Ratgeber und ein treuer Helfer. Ihm vertraue ich mich ganz an, denn er hat den Willen, das Wissen und die Macht, mich zu retten.“ [32]

Diese herzliche, warme menschliche Begegnung weckt, wie unsere Väter betonten, ihrerseits eine ähnliche herzliche, warme, ganzheitliche menschliche Liebe:

„Ich möchte von Jesus selber lernen, wie ich ihn lieben soll. Ich will lernen, ihn mit Zärtlichkeit zu lieben, ihn mit Klugheit zu lieben und ihn mit Stärke zu lieben. Mit Zärtlichkeit, damit ich mich durch keine Verlockung, mit Klugheit, damit ich mich durch keine Täuschung, und mit Stärke, damit ich mich nicht durch Gewalt von dieser Liebe abbringen lasse. So möchte ich lernen, den Herrn, meinen Gott mit dem ganzen und vollen Gefühl meines Herzens, mit der ganzen Wachsamkeit der Vernunft und mit der ganzen Kraft meiner Liebe zu lieben, also mit ganzem Herzen, ganzer Seele und ganzer Kraft (Mk 12,30).

An anschaulichen Beispielen kannst du sehen, wie diese

> Liebe wächst. Als die Jünger betrübt waren, weil sie von Jesus gehört hatten, er werde zum Vater gehen, da mussten sie sich sagen lassen: „Wenn ihr mich liebtet, würdet ihr euch doch freuen, da ich zum Vater gehe“ (Joh 14,28).
>
> Wie? Liebten sie ihn etwa nicht? Aber ja, sie liebten ihn, aber irgendwie liebten sie ihn auch wieder nicht. Sie liebten ihn zärtlich, aber nicht klug. Sie liebten mit dem Gefühl, aber nicht mit der Vernunft. Ihre Liebe stand ihrem Heil im Wege, darum sagte ihnen Jesus auch: „Es ist gut für euch, dass ich fortgehe“ (Joh 16,7).
>
> So wurden die Jünger zurechtgewiesen. Und als Christus dann von seinem Leiden sprach, beschwor ihn Petrus nicht mehr, dass er nicht sterben dürfe, sondern beteuerte sogar, mit ihm sterben zu wollen. Er tat es aber nicht, weil er noch nicht bis zur dritten Stufe gelangt war: bis zur Liebe aus ganzer Kraft. Er war noch zu schwach, es fehlte ihm noch der Beistand, der Heilige Geist. Als er ihn empfangen hatte, war er stark und antwortete beim Verhör auf das Predigtverbot: „Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen“ (Apg 5,29). Jetzt erst liebte er mit ganzer Kraft, als er aus Liebe auch sein Leben nicht scheute.“ [33]

Diese ganzheitliche, herzliche Liebe zum Menschen Jesus kann auch heute noch junge Menschen begeistern, wie wir bei der Gestaltung von Jugendeinkehrtagen und auch bei jungen Schwestern unseres Klosters feststellen konnten. Sie entspricht unserer Sehnsucht nach Ganzheitlichkeit, in der alle Kräfte und Möglichkeiten ernst und in den Dienst genommen werden! Und sie lädt uns alle ein, uns auf diesen Weg des Reifens der Liebe zu immer größeren Ganzheit und Ausgeglichenheit zu machen.

Ähnliches gilt für die Liebe Bernhards zu Maria**.** Einerseits hat sie sicher ihre Wurzel in der Verehrung seiner Zeit für eine große, edle Frau, aber auch in der Meditation des Lebens Mariens, wie es uns die Bibel berichtet. Maria tritt hier

wirklich als Urbild und Vorbild des Glaubens auf, an dem wir uns ausrichten dürfen.
Und auch andere biblische Gestalten treten uns in den Schriften der Zisterzienser, besonders Aelreds von Rievaulx, plastisch und lebensnah entgegen. Wir können daraus erkennen, dass sie im Leben der Autoren eine Rolle spielten und ihnen wie Freunde auf dem Weg zu Gott zur Seite standen.
So sind wir von selbst auf den nächsten Impuls gekommen:

## 11. Impuls der Zisterzienser: eine biblische Theologie

Da sich das geistliche Leben unserer Ordensväter aus der Heiligen Schrift nährte, war ihre Theologie von selbst ganz biblisch geprägt. Sie war damit konkret, anschaulich, sie drückte sich mehr in Bildern und Symbolen als in abstrakten Begriffen aus. Das aber entspricht einerseits der Art der Offenbarung, wie Gott sie für uns gewählt hat, aber auch den Tiefenschichten unserer menschlichen Seele in besonderer Weise.
In der ganzen Bibel gibt es, wie der Bernhardsforscher J. Leclerq einmal betonte, kaum einen schlüssigen Syllogismus, weil wir Gottes Offenbarung nicht durch schlussfolgerndes Denken, sondern durch ehrfürchtiges Horchen empfangen. Und da wir Gott und seinen Geheimnissen nur durch Analogie näher kommen können, sind Bilder aus der Natur und menschlichen Umwelt besonders dafür geeignet. Wir wissen außerdem spätestens seit Entdeckung der Tiefenpsychologie, dass unser Unbewusstes bildhaft arbeitet (Träume ...). Die Bilder in der Bibel und in den geistlichen und theologischen Abhandlungen, die von ihrem Geist durchtränkt sind, prägen sich deshalb besonders tief ein, sie heiligen unsere

Vorstellungswelt und sind darum eine richtige Therapie, um Gott und seinen Geheimnissen tieferen Eingang in unser Herz zu verschaffen.
In unserer Zeit wendet sich die katholische Theologie erst seit der biblischen Bewegung und vor allem seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil wieder vermehrt der Heiligen Schrift zu. Wenn wir auch natürlich nicht mehr in allem der Exegese unserer Ordensväter des 12. Jahrhunderts folgen können, so bleibt doch ihre Verwurzelung in der Heiligen Schrift auch für uns bleibende Einladung.
Zusammenfassend möchte ich im Blick auf die Auseinandersetzung Bernhards mit Abälard einen letzten Impuls formulieren:

## 12. Impuls der Zisterzienser: eine betende Theologie

Ich kann jetzt nicht auf Einzelheiten der Ereignisse rund um die Synode von Sens 1140/1141 eingehen, auf der die große Auseinandersetzung zwischen Bernhard von Clairvaux und Abälard stattfand. Ganz sicher handelt es sich bei den Meinungsverschiedenheiten zwischen Abälard und Bernhard teilweise um Missverständnisse**,** indem Bernhard die Begriffe Abälards, die dieser aufgrund seiner sprachlogischen Fertigkeit entwickelt und definiert hatte, nicht verstand. Es ist auch das vollständig andere Umfeld zu beachten, aus denen Bernhard und Abälard kamen. Bernhard verstand Theologie als meditierende Weiterführung des Erbes der Kirchenväter, während Abälard, der ursprünglich gar kein Theologe, sondern Professor der Logik war, mit seinen in diesem Studium gewonnenen Erkenntnissen auf das Glaubensgut zuging. Das war tatsächlich eine in dieser

Zeit ungewohnte Methode, die für ihn und viele seiner Zeitgenossen faszinierend schien. Wir sehen heute mit Recht, dass seine Methode, sauber angewendet, legitim ist, und sie brachte zweifellos neuen Schwung und neue Fragen in die Theologie, sie hatte aber auch ihre Grenzen.

Bernhard selbst zweifelte nicht an der Möglichkeit einer natürlichen, mit dem Verstand gewonnenen Gotteserkenntnis, doch er hatte bei Abälard den Eindruck gewonnen, der sich bis zu einer Art Panik steigerte, dass dieser zu weit ging und auch die Fragen des Glaubens mit dem Verstand klären wollte. Darin scheint sein Missverständnis begründet zu sein.

Ganz sicher liegt im Grunde der Auseinandersetzung zwischen diesen beiden Persönlichkeiten ein zeitloses Problem verborgen, das sich allen Theologen aller Zeiten stellt: Wie kann der Mensch an die Geheimnisse Gottes herangehen? Forschend wie in den anderen Wissenschaften? Mit der Kraft seines Verstandes? Wo aber muss dieser im Erforschen Gottes zurückstecken?

Bernhard hat darüber meisterhaft im 5. Buch „Über die Besinnung“ geschrieben. Er verurteilt keinesfalls den menschlichen Verstand und leugnet auch nicht, dass wir mit ihm wertvolle Erkenntnisse über Gott gewinnen können. Aber die tiefste Gotteserkenntnis gewinnt der Mensch nicht auf dem Gebiet des Wissens, sondern des Glaubens. Wo uns versiegeltes Glaubensgut anvertraut ist, würde sich der Mensch versündigen, wenn er es in seiner Vermessenheit mit dem Verstand prüfen und durchschauen möchte.

> „... Man muss sich sehr davor hüten, die Begriffe (Vermutung, Erkenntnis und Glaube) durcheinander zu bringen. Nie darf sich der Glaube auf eine unsichere Vermutung festlegen; andererseits darf auch die Vermutung keine feste und unabänderliche Glaubenswahrheit in Frage stellen. Das muss man sich merken, denn eine Vermutung

> ist anmaßend, wenn sie zur Behauptung wird, der Glaube hingegen schwach, wenn er angezweifelt wird. Ebenso muss sich die Einsicht als Einbrecher betrachten, als ‚Erforscherin der Majestät', wenn sie versuchen möchte, in versiegeltes Glaubensgut einzudringen."[34]

In dieses Spannungsfeld ist die Theologie gestellt, damals und heute. Und jeder einzelne muss sie für sich aushalten und bestehen. Er muss einerseits exakt und solide arbeiten und die Methoden gebrauchen, die die Geistes- und Geschichtswissenschaften bereitstellen, andererseits aber darf er nie meinen, so Gott „erforschen" zu können. Ihm gegenüber bleibt ehrfürchtiges und demütiges Horchen und Sich-Beschenken-Lassen am Platz, ebenso aufrichtiges Eingestehen, dass uns sein Geheimnis übersteigt. So wird nur eine betende Theologie zu tieferer Einsicht gelangen, nur sie wird aufbauen und zur Begegnung mit Gott hinführen.

Und noch ein Weiteres sagt uns Bernhard in diesem Zusammenhang: Auch das Beten darf nicht eine bloße Betätigung des Verstandes bleiben. Wenn sie nicht das Leben prägt und verwandelt, bleibt es eine bloße Spurensuche. Genau dieses Wort – lateinisch „investigare", auf die Spur kommen – verwendet der Autor von „Über die Besinnung", um das Ziel des Denkens und Glaubens zu umschreiben. Näher zu Gott führen die gelebte Praxis und vor allem die ehrfurchtsvolle Liebe:

> „... Das wissen wir. Doch glauben wir darum auch, es erfasst zu haben? Nicht die wissenschaftliche Erörterung erfasst es, sondern die Heiligkeit, wenn man überhaupt irgendwie erfassen kann, was unfassbar ist ... Die Heiligen also erfassen es. Fragst du, wie? Wenn du heilig bist, hast du es erfasst und erkannt, wenn nicht, dann sei es, und du wirst es aus eigener Erfahrung wissen! Den Heiligen aber macht die heilige Gesinnung aus, und diese ist eine doppelte: heilige Gottesfurcht und heilige Liebe. Wenn die

> Seele darin vollkommen ist, erfasst sie Gott wie mit ihren beiden Armen, umarmt ihn, drückt ihn an sich, hält ihn fest und spricht: ‚Ich habe ihn ergriffen und will ihn nicht mehr loslassen' (Hld 3,4)."[35]

Gott festhalten und umarmen zu dürfen, das ist nach der Theologie unserer Ordensväter das letzte Ziel unseres Lebens und unsere Vollendung und Erfüllung in der Ewigkeit. Auf diesen Weg laden sie auch uns heutige Menschen ein. So endet das Buch „Über die Besinnung" mit der Aufforderung an den Gottsucher:

> „Es war unsere Aufgabe, den zu suchen, den wir noch nicht genug gefunden haben und der nicht genug gesucht werden kann. Vermutlich aber findet man ihn leichter, wenn man betet, als wenn man Abhandlungen schreibt. So sei hier das Ende des Buches, aber nicht das Ende des Suchens."[36]

Hier sei auch das Ende des Vortrags, zumindest, was die einzelnen Impulse betrifft, die der Zisterzienserorden auf Kirche und Welt ausgeübt hat.

Diese zwölf Impulse haben sowohl Bereiche des äußeren Lebens wie auch die rechtliche Verfassung, die Kultur und die innere Spiritualität umfasst. Auf allen diesen Gebieten konnten die Zisterzienser Wegweisendes beitragen. Vielleicht erklärt sich so auch der rasche Aufschwung des Ordens im Mittelalter: Es stimmte einfach alles zusammen, das Programm war der geschichtlichen Situation angemessen, die rechtliche Ordnung bot ein hilfreiches Gerüst, und die Spiritualität sprach die Sehnsucht und das Innerste des Menschen an, sie motivierte und stärkte und richtete das Streben nach bleibenden Werten aus.

Wir stehen nach dem zweiten Vatikanischen Konzil ebenfalls in einer Phase der Erneuerung und der Rückkehr zu den Quellen. Ich bin sicher, dass diese zwölf Impulse zeitlose

Wahrheiten enthalten, die bei entsprechender Anpassung an die Not und Herausforderung unseres Jahrhunderts auch uns bei der inneren Umkehr und der Neuevangelisierung unserer Länder dienen können.

---

Anmerkungen

1 Exordium Cistercii 1,3-4, in: H.Brem/A. Altermatt, „Einmütig in der Liebe“, die frühesten Quellentexte von Cîteaux, (Quellen und Studien zur Zisterzienserliteratur I), Langwaden 1998, 33.
2 Exordium Parvum 15,10, a.a.O. 89.
3 Reformkonzil von Aachen 816.
4 RB 48,8.
5 Ordericus Vitalis (+ wahrscheinlich 1143), Kirchengeschichte, 8. Buch 46-59; in: . Brem/A. Altermatt, Neuerung und Erneuerung, Wichtige Quellentexte aus der Geschichte des Zisterzienserordens vom 12. bis 17. Jahrhundert (Quellen und Studien zur Zisterzienserliteratur VI), Langwaden 2003, 163-165.
6 Bernhard von Clairvaux, 50. Predigt zum Hohenlied II,5, in: Sämtliche Werke VI,177.
7 Capitula 20,2. In: Einmütig in der Liebe 55.
8 Bernhard von Clairvaux, Brief 523,4.; in: Sämtliche Werke III, 993.
9 Ordericus Vitalis, Kirchengeschichte VIII,15; in: Neuerung und Erneuerung, 157.
10 Aelred von Rievaulx, Spiegel der Liebe II,17,43 (Texte der Zisterzienserväter 2), Eschenbach 1989, 156.
11 Exordium Parvum 15,11. in: Einmütig in der Liebe 89.
12 Bernhard von Clairvaux, Apologie XII,28, in : Sämtliche Werke II, 193-195.
13 Aelred von Rievaulx, Spiegel der Liebe II, 22,65 –24,72; a.a.O. 169 – 175.
14 Der Text findet sich in: Einmütig in der Liebe 177- 201.
15 Carta Caritatis posterior 1,3,6, in: Einmütig in der Liebe 181.
16 Der einzige andere Klosterverband, der ähnliche Satzungen hatte, wenn er auch viel kleiner war und blieb, waren die Vallumbrosaner.

Bei ihnen spielte ebenso wie in Cîteaux die Wiederaufnahme der Handarbeit eine wichtige Rolle, ebenso gab es bei ihnen ebenso wie in Cîteaux Laienbrüder. Ob hier eine gegenseitige Beeinflussung vorliegt und ob der spätere Abt Stefan Harding bei der Romreise vor seinem Eintritt in Molesme vielleicht einen Besuch in Vallumbrosa gemacht hat, darüber kann bei der gegenwärtigen Quellenlage kein sicheres Urteil gefällt werden.

17 Carta Caritatis posterior 3, 14,6 – 16,8. in: Einmütig in der Liebe 189 – 191.

18 Ebd. 5,23,3, in: a.a.O. 195.

19 Ebd. 4,18 – 20. in: a.a.O. 193. Wenn es im Statut 18 heißt, dass nur einige Äbte der Tochterklöster herbeigezogen werden sollen, dann ist das auf die damaligen Reisebedingungen abgestimmt. Im Allgemeinen wurden jene eingeladen, die im Zeitraum von zwei Wochen zum Wahlort reisen konnten. Natürlich konnte man nicht mit der Wahl warten, bis irgendein Abt aus einem fernen Land nach mehreren Monaten angekommen war.

20 Beschluss 47 des Generalkapitels, in: Einmütig in der Liebe 151.

21 Carta Caritatis posterior 3,13, in: Einmütig in der Liebe 189.

22 Bei der Vorbereitung dieses Artikels habe ich an dieser Stelle noch einmal den Vergleich mit dem Orden von Vallumbrosa gesucht. Obwohl die rechtliche Stellung der einzelnen Klöster hier sehr ähnlich war wie in Zisterzienserorden, gilt das in keiner Weise für die Bestellung der verantwortlichen Oberen. Der Orden von Vallumbrosa wird nach den alten Satzungen sehr zentralistisch durch einen auf Zeit gewählten Präsidenten geleitet, dessen Gerichtsbarkeit alle Religiosen dieses Ordens unterstehen. Vgl. K.S. Frank, Vallumbrosaner, in: Lexikon für Theologie und Kirche 10, Freiburg 2001, 530f.

23 Vielleicht ist es hier interessant zu erwähnen, dass Bernhard in seinem Alterswerk „Über die Besinnung“ solchen Bestrebungen sehr kritisch gegenübersteht und den Papst davor warnt, alles an sich ziehen zu wollen. Vgl. Über die Besinnung 4. Buch IV,14-18., in: Sämtliche Werke I, 723 – 733.

24 E. Tremp, Mönche als Pioniere: Die Zisterzienser im Mittelalter, (Schweizer Pioniere der Wirtschaft und Technik 65), Meilen 1997, leider heute vergriffen.

25 Aelred von Rievaulx; Spiegel der Liebe II,5,8-9; a.a.O. 133f.

26 Domus Dei heißt übersetzt „Haus Gottes“.

[27] Claravallis bedeutet „Lichtes Tal“.
[28] Bonus Mons heißt „guter Berg“
[29] Elemosina heißt „Almosen, Liebesgabe“
[30] Ordericus Vitalis, Kirchengeschichte 8,64 a.a.O. 171.
[31] Aelred von Rievaulx, Über die geistliche Freundschaft I,1.
[32] Bernhard von Clairvaux, 20. Predigt zum Hohenlied I,2-II,3; in: Sämtliche Werke V, 279-281.
[33] Ebd. III,4 -IV,5; Sämtliche Werke V, 281-283.
[34] Bernhard von Clairvaux, Über die Besinnung V. Buch III.6.; in Sämtliche Werke I, 781- 783.
[35] Ebd. XIV,30.
[36] Ebd. XIV,32.

# Die katholische Kirche in der Zeit des Nationalsozialismus

*Konrad Löw*

## Vorbemerkungen

In meinen Ausführungen geht es nicht um Apologetik. Ich liebe meine Kirche, aber bei allem, was mir heilig ist, versichere ich, dass ich mich um größtmögliche Objektivität bemühe. Es geht primär um die historische Wirklichkeit und nicht um die Produktion von „Heiligenlegenden".

Das Thema ist sehr umfangreich, lässt sich selbst an einem ganzen Wochenende nicht erschöpfend abhandeln. Wir müssen uns auf die wichtigsten Fakten und Gesichtspunkte beschränken. Das Gesamtbild muss stimmen und aufschlussreich sein. (Wer tiefer einsteigen möchte, den verweise ich auf mein Buch „Die Schuld. Christen und Juden im Urteil der Nationalsozialisten und der Gegenwart". Es gibt Restexemplare der 2. Auflage für einen geringen Preis. Ich verdiene daran nichts.)

Es sei mir gestattet, mich kurz vorzustellen: Am 25. Dezember 1931 kam ich in München zur Welt. Um mir die Gnade der Taufe nicht unnötig lange vorzuenthalten, wurde ich noch am gleichen Tag in der Kirche St. Korbinian, Untersendling, getauft. Gefirmt hat mich im Sommer 1943 in St. Michael, Neuhauserstraße, Michael Kardinal Faulhaber, die namhafteste Stimme des deutschen Katholizismus jener Jahre, von Freund und Feind geachtet.

Bevor Hitler an die Macht kam, gehörte mein Vater zusammen mit Alois Hundhammer der Bayernwacht an, einer Organisation der Bayerischen Volkspartei, die der Abwehr des militanten NS dienen sollte. In der Bayernwacht. befanden sich auch Juden. Als Hitler legal an die Macht kam, löste sie sich auf.
Von Hundhammer sind Texte erhalten, die seinen Referaten gegen den Antisemitismus der NS zugrunde lagen. Von meinem Vater hat ein Tagebuch des Jahres 1930 überlebt. Unter dem Datum 28. April 1930 steht dort zu lesen: „Mit H. Biegler eine Auseinandersetzung wegen der Nationalsozialisten, die doch große Feinde unserer katholischen Kirche sind. Arme Menschen, die solchem gottlosen Gesindel nachlaufen. Abends waren Adolf und ich bei H. H. Stadtpfarrer wegen der Kirchenwacht am 1. Mai, damit die Kirche v. d. Roten nicht beschmutzt und beschädigt wird."
Hundhammer und mein Vater haben die NS-Ära als politisch Verfolgte überlebt. Keiner der Freunde war je Mitglied einer NS-Organisation. Darauf hinzuweisen erscheint mir notwendig, damit jeder weiß, in welchem Geiste ich erzogen wurde. Ich war nie Mitglied in der Hitlerjugend.

## II. Kirche und NS vor 1933

1. Dem in Deutschland aufkeimenden Antisemitismus trat das Heilige Offizium entschieden entgegen. Da der Papst „allen Neid und alle Eifersucht zwischen den Völkern verurteilt", heißt es in einer Verlautbarung vom 25. März 1928, so verdammt er auch aufs schärfste den Hass gegen das einst von Gott auserwählte Volk, jenen Hass nämlich, den man allgemein heute mit dem Namen ‚Antisemitismus' zu bezeichnen pflegt."

2. Im August 1932, also fünf Monate bevor Hitler Reichskanzler wurde, erließ die gesamtdeutsche Fuldaer Bischofskonferenz „Richtlinien“, in denen zu lesen steht: „Sämtliche Ordinariate haben die Zugehörigkeit zu der [Hitler-]Partei für unerlaubt erklärt, weil 1. Teile des offiziellen Programms derselben, so wie sie lauten und wie sie ohne Umdeutung verstanden werden müssen, Irrlehren enthalten …“

## III. Kirche und NS während der Hitlerherrschaft

1. Am Palmsonntag des Jahres 1937 wurde von allen Kanzeln der katholischen Kirche Deutschlands eine in deutsch abgefasste Enzyklika verlesen, die der Papst speziell gegen Hitler-Deutschland erlassen hatte. Sie beginnt mit den Worten: „Mit brennender Sorge …“ Auch sie hätte schwerlich eindeutiger sein können. Daraus einige Sätze:
„Wer immer die Rasse oder das Volk oder den Staat oder die Staatsform, die Träger der Staatsgewalt oder andere Grundwerte menschlicher Gemeinschaftsgestaltung – die innerhalb der irdischen Ordnung einen wesentlichen und ehrengebietenden Platz behaupten – aus dieser ihrer irdischen Wertskala herauslöst, sie zur höchsten Norm aller, auch der religiösen Werte macht und sie mit Götzenkult vergöttert, der verkehrt und verfälscht die gottgeschaffene und gottbefohlene Ordnung der Dinge ... Nur oberflächliche Geister können der Irrlehre verfallen, von einem nationalen Gott, von einer nationalen Religion zu sprechen ...“
Auch unter der Überschrift „Reiner Christusglaube“ werden „Blut und Rasse“ in ihre Schranken gewiesen: Der im Evangelium Jesu Christi erreichte Höhepunkt der Offenbarung ist verpflichtend für immer. Diese Offenbarung

kennt keine Nachträge, ... die gewisse Wortführer der Gegenwart aus dem sogenannten Mythos von Blut und Rasse herleiten wollen.
Die Ausführungen unter „Reiner Kirchenglaube“ betonen die Gleichwertigkeit aller Menschen: „Unter ihrem [der Kirche] Kuppelbau ist Platz und Heimat für alle Völker und Sprachen, ist Raum für die Entfaltung aller von Gott dem Schöpfer und Erlöser in die Einzelnen und in die Volksgemeinschaften hineingelegten Eigenschaften, Vorzüge, Aufgaben und Berufungen.“
2. Der Papst beendete seine Weihnachtsansprache des Jahres 1942, nachdem er der gefallenen Soldaten, der Witwen und Waisen, der Flüchtlinge und Kriegsopfer gedacht hatte, mit einem Appell, den Frieden zu suchen. „Dieses Gelöbnis schuldet die Menschheit den Hunderttausenden, die ohne eigene Schuld manchmal nur wegen ihrer Nationalität oder der Abstammung dem Tode geweiht oder einer fortschreitenden Verelendung preisgegeben sind.“
3. Die deutschen Bischöfe haben mehrmals Hirtenbriefe verfasst und verlesen, in denen sie die elementaren Rechte der Menschen betonen, so im März 1942 Faulhaber: „Wir deutschen Bischöfe werden nicht nachlassen, gegen die Tötung Unschuldiger Verwahrung einzulegen. Wir legen größten Wert darauf, nicht nur für die religiösen und kirchlichen Rechte an zuständiger Stelle einzutreten, sondern auch für die allgemein-menschlichen gottverliehenen Rechte des Menschen. An der Achtung und Erhaltung auch dieser Rechte ist jeder ehrenhafte Mensch interessiert; ohne sie muss die ganze abendländische Kultur zusammenbrechen ... Jeder Mensch hat das natürliche Recht auf Leben und die zum Leben notwendigen Güter.“

## IV. Die Kirche im Urteil der Täter

Die Nationalsozialisten waren weder blind noch taub. Längst vor 1933 und danach haben sie die katholische Kirche als ihre große Gegnerin angesehen und ab 1933 auch physisch bekämpft. Zu den ersten KZ-Insassen zählten profilierte Katholiken, ebenso zu den ersten Mordopfern des Systems, so der Journalist Fritz Gerlich, der Vorsitzende der Katholischen Aktion im Bistum Berlin Erich Klausener, der Reichsführer der Deutschen Jugendkraft Adalbert Probst.

Wenige Wochen vor dem Novemberpogrom 1938 schrieb die Parteizeitung der NSDAP, der Völkische Beobachte, klar und unmissverständlich: „ Der Vatikan hat die Rassenlehre von Anfang an abgelehnt. Teils deshalb, weil sie vom deutschen Nationalsozialismus zum ersten Mal öffentlich verkündet wurde, und weil dieser die ersten praktischen Schussfolgerungen aus der Erkenntnis gezogen hat; denn zum Nationalsozialismus stand der Vatikan in politischer Kampfstellung. Der Vatikan musste die Rassenlehre aber auch ablehnen, weil sie seinem Dogma von der Gleichheit aller Menschen widerspricht, das wiederum eine Folge des katholischen Universalitätsanspruchs ist und das er, nebenbei bemerkt, mit Liberalen, Juden und Kommunisten teilt.“ Diese Sätze verdienen es, mehrmals gelesen zu werden.

Die Katholiken saßen also neben den Juden auf der Anklagebank des Regimes, was damals jedermann wusste. Doch die totale Abrechnung mit ihnen sollte auf die Zeit nach dem Endsieg aufgeschoben werden, um die Kriegsziele nicht zu gefährden. Trotzdem richtete sich der Pogrom 1938 nicht nur gegen die Juden. So hieß es in München in einem „Aufruf an Alle! … Das nationalsozialistische München demonstriert heute Abend 20 Uhr in 20 Massenkundgebungen …

gegen das Weltjudentum und seine schwarzen und roten Bundesgenossen …“ Die „Schwarzen“, das waren die Katholiken. Parteihörige Pöbelmassen rückten gegen das Palais des Münchner Bischofs vor, beschädigten die Mauern und drohten, das Tor zu stürmen.
Nachdem der Papst in seiner Weihnachtsansprache 1942 der nur ihrer Abstammung wegen Ermordeten gedacht hatte, urteilte der NS-Sicherheitsdienst: „Er [der Papst] beschuldigt tatsächlich das deutsche Volk der Ungerechtigkeit gegenüber den Juden, und er macht sich zum Sprecher der Juden, der Kriegsverbrecher.“

## V. Kirche und Katholiken im Urteil der Opfer

Wie haben die Juden, insbesondere in Deutschland, die katholische Kirche und jene Katholiken wahrgenommen, die treu zu Kirche und Papst standen?
Das Organ des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens verstand die zitierte Verlautbarung des Vatikan vom Jahre 1928: „Die höchste Stelle der katholischen Kirche hat … ganz unzweideutig den Antisemitismus als unchristlich gebrandmarkt. Für uns ist das Gefühl der Verantwortung bemerkenswert, das sich in den Kundgebungen ausspricht, einer Verantwortung gegenüber der inneren Wahrheit der Religion, ja auch gegenüber der Menschheit.“
Der namhafteste Chronist der NS-Ära ist Victor Klemperer. Seine damaligen Erlebnisse, Gespräche, Eindrücke füllen acht Bände Tagebücher von unschätzbarem Wert. Wenn er von Katholiken spricht, dann immer voll Hochachtung. Sie sind Gegner des Regimes und sitzen im selben Boot wie die Juden.
Die Hauptsynagoge in München musste auf Hitlers Geheiß bereits im Sommer 1938 abgerissen werden. Wohin mit

der Orgel? fragten sich die Repräsentanten der jüdischen Gemeinde. Einer davon war Carl Oestreich. Er erinnert sich: „Am nächsten Morgen rief ich das immer hilfsbereite katholische Ordinariat München an und verkaufte die erst einige Monate vorher eingebaute Orgel um nahezu den Gestehungspreis.“ An der Spitze des immer hilfsbereiten Ordinariats stand kein anderer als Kardinal Faulhaber.
Daher nimmt es nicht wunder, dass sich die katholische Kirche sowohl bei den Westalliierten (Ernst von Weizsäcker wurde in Nürnberg „wegen Verfolgung von Juden, Katholiken und anderen Minderheiten“ verurteilt) wie bei vielen Juden im Krieg und nach dem Krieg eines großen Respektes erfreute. Zu den sehr namhaften Laudatores zählt Albert Einstein, der schon Ende 1940 bekannte: „Nur die katholische Kirche protestierte gegen den Angriff Hitlers auf die Freiheit. Bis dahin war ich nicht an der Kirche interessiert, doch heute empfinde ich große Bewunderung für die Kirche, die als einzige den Mut hatte, für geistige Wahrheit und sittliche Freiheit zu kämpfen.“
1945 trat der römische Oberrabbiner Israel Zolli gemeinsam mit seiner Frau zum katholischen Glauben über und nahm den Taufnamen Eugenio an in Verehrung des Papstes Eugenio Pacelli. Seine Erlebnisse führten bei Victor Klemperer zu der Einsicht (5. Mai 1945), „dass wir eigentlich katholisch werden müssten“.

## VI. Schlussbetrachtungen

Es gibt schon zu denken, dass in der Nachkriegsära und bis heute nicht die Opfer als Ankläger auftreten, sondern Ausländer oder Nachgeborene, die keinerlei eigene Erfahrungen, geschweige denn Heldentaten vorzuweisen

haben. Wie redlich ist es, alles auszublenden, was die damals Lebenden entlasten könnte? Die Kirche ist, wie unbestritten, eine Kirche der Heiligen und der Sünder. Aber wehe denen, die das Gebot missachten: Du sollst kein falsches Zeugnis geben wider deinen Nächsten und deshalb ungerechte Urteile fällen.

Manch einer mag sich fragen, warum hat der Papst nicht noch deutlicher gesprochen. Die holländischen Bischöfe haben noch deutlicher gesprochen und dadurch bewirkt, dass die jüdischen Katholiken Hollands unverzüglich deportiert wurden, weshalb die dortigen Bischöfe der Kritik ausgesetzt

---

Bücher des Autors

Die Grundrechte – Verständnis und Wirklichkeit in beiden Teilen Deutschlands, München 19822 (19771; UTB-K.G.Saur Verlag; vergriffen)

Nur ein Splitter vom Kreuz – Als Gast und Gefangener in der CSSR, Uhldingen 1983 (Stephanus Edition)

Marxismus-Quellenlexikon, Köln 1988²(19851; Deutscher Instituts-verlag)

Im heiligen Jahr der Vergebung – Wider Tabu und Verteufelung der Juden, Osnabrück 1991 (Verlag A. Fromm)

„... bis zum Verrat der Freiheit. Die Gesellschaft der Bundesrepublik und die DDR“, München 19942 (1991; Langen Müller)

Der Staat des Grundgesetzes, München 19972 (19951; Bay. Landeszentrale für pol. Bildungsarbeit)

Kam das Ende vor dem Anfang – 150 Jahre Manifest der Kommunistischen Partei, Köln 1998 (Kölner Uni...verlag)

Für Menschen mit kurzem Gedächtnis. Das Rostocker Manifest der PDS. Köln 1998 (Kölner Universitätsverlag)

Grundzüge der Demokratie. Die politische Ordnung der Bundesrepublik Deutschland, Berlin 1998 (Cornelsen Verlag)

Das Rotbuch der kommunistischen Ideologie.

Karl Marx/Friedrich Engels – Die Väter des Terrors, München 2000² (1999 Langen-Müller)

Die Schuld. Christen und Juden im Urteil der Nationalsozialisten und der Gegenwart, Gräfelfing 2003² (2002 Ingo Resch Verlag).

‚Das Volk ist ein Trost' – Deutschen und Juden 1933 – 1945 im Urteil der jüdischen Zeitzeugen, München 2006 (Olzog Verlag)

Die Münchner und ihre jüdischen Mitbürger 1900-1950 im Urteil der NS-Opfer und –Gegner, München 2008 (Olzog Verlag)

Hitler in uns? Vom richtigen Umgang mit unserer Vergangenheit, Waltrop 2009 (Manuscriptum Verlag)

Deutsche Schuld 1933-1945? Die ignorierten Antworten der Zeitzeugen, München 2011 (Olzog)

# Glaube wächst an Widerständen

## Ein Leib, eine Gemeinde, ein Auftrag

*Ado Greve*

### Vorbemerkung

Grüß Gott, liebe Brüder und Schwestern in Christus! Als solche sehe ich Sie heute. Ich danke, dass Sie zu diesem Vortrag gekommen sind und dass Sie sich darüber informieren, wie es Christen weltweit geht. Ich sage ein paar Worte zu meiner Person. Ich bin Ado Greve, komme aus Germering bei München und bin jetzt seit knapp drei Jahren in dem Hilfswerk „Open Doors" tätig, das verfolgte Christen weltweit unterstützt. Wir arbeiten in mehr als sechzig Ländern. Ich bereise zu verschiedenen Zeitpunkten diese Länder und war zuletzt im Irak, vorher in Indonesien, in Ägypten, um die Christen vor Ort zu treffen. Ich bin verheiratet, habe zwei Kinder und drei Enkelkinder und, bevor ich hier bei Open Doors gearbeitet habe, war ich fünf Jahre tätig in einer humanitären Hilfsorganisation, die in Kriegs- und Krisengebieten – in Ländern wie Afghanistan, Jemen, Somalia, Sudan, Kongo – gearbeitet hat. Davor habe ich vier Jahre als Pastor eine Gemeinde hier in Deutschland geleitet und war neun Jahre in der internationalen Mission tätig. Von daher habe ich sehr viele Länder gesehen, sehr viel hinter die Kulissen geblickt und dabei festgestellt – was Sie

sicherlich alle schon wissen – dass das, was an Information hier bei uns in Deutschland ankommt, natürlich eine Auswahl an Information ist. Sie wird uns nahe gebracht, um bei uns eine bestimmte Meinungsbildung zu fördern. Ich werde uns heute Nachmittag hier andere Einblicke geben, Einblicke, die Sie ganz gewiss in der Süddeutschen Zeitung oder auch in der Abendzeitung oder der Tagesschau – da und dort gibt es dann doch einen Beitrag dazu –, oder in anderen Medien im Großen und Ganzen so nicht finden.

## Die verfolgte Gemeinde

„Glaube wächst an Widerständen" mit dem Untertitel „Ein Leib, eine Gemeinde, ein Auftrag" ist mein Thema heute. Ich möchte Ihnen heute Nachmittag hier eine Brücke bauen zu den Christen weltweit. Wir als „Open Doors" haben jedes Jahr hier in Deutschland auch einen „Open Doors Tag", zu dem wir Christen aus ganz Deutschland einladen – in der Regel ist das zentral in Kassel. Da kommen Sprecher aus aller Welt, eben aus Verfolgungsländern. Letztes Jahr war ein Sprecher aus dem Palästinensergebiet mit dem Namen Labib da. Herr Labib ist Koordinator der Bibelgesellschaft in Israel und auch im Palästinensergebiet. Er sagte – und sprach dabei die deutschen Christen, die aus unterschiedlichen Kirchen und Konfessionen zusammengekommen waren, an: „Es gibt keine zwei Gemeinden. Es gibt nur einen Leib Christi. Es gibt keine zwei Leib Christi, keine zwei Gemeinden. Es gibt nicht eine Gemeinde in der Verfolgung und eine Gemeinde im Urlaub." Und dann sagte er zu den Christen in Deutschland: „Ihr seid die verfolgte Gemeinde." Ich saß in der ersten Reihe und, obwohl ich jeden Tag mit diesem Thema zu tun habe und mich auch sehr mit dem Schicksal und der Situation

unter verfolgten Christen identifiziere, hat diese Aussage „Ihr seid die verfolgte Gemeinde“ mich dennoch überrascht und getroffen. Das möchte ich so auch heute Nachmittag weitergeben an Sie: „Ihr seid die verfolgte Gemeinde.“
Wir werden nicht eingehen auf die Situation in Deutschland. Doch möchte ich wenigstens das zu unserer Situation in Deutschland sagen, was ich von den Christen in Ägypten gelernt habe. Sie hatten über Jahrzehnte heftigste Verfolgung erlebt, die sich in den letzten Jahren sogar noch zugespitzt hat. Als ich sie zusammen mit ein paar Kollegen besuchte, sagten sie zu mir: ‚Christenverfolgung geschieht nie über Nacht‘. Es ist nicht so, dass am 5. September alles ruhig ist und wir am 6. September plötzlich Christenverfolgung haben, sondern das baut sich über Jahre auf. Da wird ein Recht abgeschnitten, dort wird ein Privileg weggenommen, hier verliert die Gemeinde Jesu Boden, dort wird sie denunziert oder marginalisiert, hier wird sie ausgegrenzt, diffamiert, verliert bestimmte Zugänge, auch öffentliche, gesellschaftliche, vielleicht auch politische usw. Die Gemeinde in Ägypten hat das über Jahrzehnte erlebt. Nach der Einführung der Scharia 1972 in Ägypten wurde die Bedrängnis für die Christen immer schlimmer. Was war die Reaktion der Kirche dort? Ich sage Kirche und meine damit alle Konfessionen. Was war die Reaktion der Christen in Ägypten? Sie sagten: ‚Das wird vorüber gehen. Das wird schon wieder. Am besten wir verhalten uns still. Wir verhalten uns ruhig. Nicht auffallen‘! Es war ja ein recht rabiates Regime in Ägypten. Man wollte nicht auffallen. Denn Auffallen bedeutet Gefängnis, Folter, eventuell den Tod. So hat man gedacht. Man kann es aussitzen, man hat hingewartet und hingewartet und die Situation wurde nicht besser. Sie wurde schlechter. Und, liebe Freunde, das möchte ich uns heute Nachmittag zu Anfang gleich so mitgeben: Wir dürfen

nicht zuwarten. Es wird nicht besser. Wir brauchen Männer und Frauen des Glaubens, die bereit sind, aufzustehen.
„Open Doors“ arbeitet überkonfessionell, ist ein überkonfessionelles Hilfswerk: ein Leib, eine Gemeinde, ein Auftrag; ganz einfach, weil Christen aller Kirchen gleichermaßen verfolgt werden. Und wenn wir in all diesen Ländern arbeiten und in noch weiteren, wenn wir den Christen dort vor Ort helfen, machen wir dort, wo wir für Christen in der Bedrängnis arbeiten, keine Gewissenserforschung in dem Sinn, dass wir fragen: Von welcher Kirche kommst du denn? Wer in Not ist, der erhält Hilfe. Und das Schöne ist – das werden wir auch heute Nachmittag hören – dass die Christen in diesen Ländern die Liebe Jesu und die Barmherzigkeit Gottes in der Gestalt weiter geben, dass sie auch den anderen Religionsgemeinschaften helfen mit dem, womit ihnen geholfen wird. Gerade in Syrien ist das aktuell die Situation.

## Der Weltverfolgungsindex – Methode und Statistik

Der Weltverfolgungsindex, den „Open Doors“ jedes Jahr neu erstellt, zeigt die 50 Länder, in denen Christen am härtesten verfolgt werden. De facto ist es so, dass Christen in mehr als 100 Ländern verfolgt werden. Zahlen können wir uns wahrscheinlich sowieso nicht merken, aber die eine Zahl sollten Sie doch wenigstens einmal gehört haben. 70 Prozent aller Menschen – das sind also sehr, sehr viele – 70 Prozent aller Menschen leben in Ländern, wo sie ihre Religion nicht frei wählen können. Das ist für uns unvorstellbar. Denn wir können am Sonntag ganz gut entscheiden, gehe ich zu den Katholischen, zu den Evangelischen, zu den Freikirchlichen, zu den Orthodoxen, gehe ich in den Hindutempel oder gehe ich einfach in den Park und spiele Fußball oder bleibe ich

liegen. Niemand wird an deiner Haustür stehen und wird dich auffordern, irgendwo zu irgendeiner Veranstaltung zu erscheinen, aber in vielen anderen Ländern ist es so: Wenn du einer bestimmten dort vorherrschenden Religionsgemeinschaft nicht angehörst, bist du verdächtig, eventuell sogar ein staatszersetzendes Element wie z. B. in Diktaturen wie Nordkorea: Wenn du dort dem Führerkult oder dem Diktatorenkult, dem Personenkult im Land nicht nachfolgst, dann bist du einer, der wahrscheinlich sein Leben verliert oder auf jeden Fall im Arbeitslager landet.

„Open Doors“ erstellt also diese Liste jedes Jahr neu anhand der Angaben der Christen in diesen Ländern. Die Christen dort – nicht alle natürlich, das ist eine ausgewählte Anzahl – erhalten Fragebögen zu ihrer Situation, wie sie ihren Glauben in diesen Ländern leben können. Ganz privat: Kannst du zu Hause ungestört deine Bibel lesen oder musst du das heimlich tun? Und wenn du dabei erwischt wirst, was passiert dann?

In Nordkorea kannst du keine Bibel lesen. Wird eine Person in Nordkorea mit einer Bibel erwischt, so kann das die Todesstrafe bedeuten. Auf jeden Fall wird es mindestens Arbeitslager bedeuten für diese Person und für die gesamte Familie.

Zweitens, Leben in der Familie: Kannst du in deiner Familie über deinen Glauben, über deinen christlichen Glauben reden? Ist das möglich?

Das kannst du in Saudi Arabien nicht ohne weiteres. In Afghanistan, wenn du Christ bist und in deiner Familie sind Muslime, dann ist dir nicht anzuraten, dass du mit deiner Familie über deinen neuen Glauben sprichst. Das könnte das letzte Mal sein, dass du überhaupt irgendetwas gesagt hast. Christen in Afghanistan leben im Untergrund.

Drittens: Kannst du in der Gesellschaft deinen Glauben zeigen

oder musst du da mit Diffamierungen, mit Ausgrenzungen, mit Übergriffen, mit Schlägen, mit Brandschatzung, mit Entführung und dgl. rechnen?
Viertens: Gibt es ein kirchliches Leben in diesem Land? In Afghanistan z. B. gibt es keine Kirchen mehr, schon seit Jahren. Ein weiterer Bereich, den wir abfragen: Wie sieht es mit gewaltsamen Übergriffen in diesem Land aus? Also abgesehen von dem, wie die Bedrängnis im Allgemeinen ist, was wird uns berichtet aus diesen Ländern an Brandschatzung: Niederbrennen von Häusern bzw. von Geschäften und Geschäftshäusern von Christen, Niederbrennen von Kirchen und auch Zerstörung von Häusern, Kirchen und von christlichen Einrichtungen; geschehen Morde an Christen?
Beispiel: Nigeria ist im Weltverfolgungsindex von Open Doors auf Platz 13. Aber Nigeria war im letzten Jahr das Land, wo es für Christen am gefährlichsten war, Jesus nachzufolgen. Uns sind 791 Morde an Christen in Nigeria gemeldet, religiös motivierte Tötungen. Mehrheitlich wurden diese von der islamistischen Organisation Boko Haram begangen. Wir sprechen hier von gezielten Morden und Anschlägen an bzw. auf Christen! Ich nenne Ihnen nur ein Beispiel, um zu zeigen, wie es den Christen dort in Nigeria geht, welchen Situationen sie sich im Norden von Nigeria ausgesetzt fühlen – der Norden ist muslimisch, der Süden eher christlich. Ein Vorfall aus dem letzten Jahr: Die Islamisten aus der Gruppierung Boko Haram stürmen ein Studentenwohnheim, rufen alle Studenten aus ihren Zimmern. Die müssen sich im Flur aufstellen. Dann fragen die Islamisten nach deren Vornamen. Ist es ein christlicher Vorname, wird dem Träger des Namens sofort die Kehle durchgeschnitten. Ist es ein muslimischer Vorname, wird der Betroffene aufgefordert, den Koran zu rezitieren. Kann er den Koran nicht aufsagen, dann wird auch

ihm die Kehle durchgeschnitten oder er wird erschossen. An einem Abend wird mehr als 40 jungen christlichen Frauen und Männern sowie drei oder vier Muslimen die Kehle durchgeschnitten oder sie werden erschossen.
Aber Nigeria ist trotzdem nicht das Land, wo die Christenverfolgung am schlimmsten war. Diese Informationen erfassen wir also jedes Jahr neu, indem wir Christen aus unterschiedlichen Konfessionen und Kirchen in diesen Ländern befragen.

## Wie Schafe unter Wölfen

Bevor ich ihnen jetzt einen kleinen Überblick gebe über das, was weltweit im vergangenen Jahr geschehen ist und was sich verändert hat vom vergangenen Jahr zum vorletzten Jahr, möchte ich mit ihnen ein ganz wichtiges Thema anschneiden, vielleicht das wichtigste überhaupt hier heute Nachmittag, das in den Medien und von verschiedenen Verantwortungsträgern – nicht nur in Deutschland, sondern weltweit – ganz unterschiedlich behandelt wird. Man spricht (im Blick auf Christenverfolgung) von ethnischen Säuberungen, man spricht von politischen Querelen und Konflikten, die es gibt, man spricht einfach von kriminellen Übergriffen, von wirtschaftlich orientierten oder motivierten Übergriffen usw. aufgrund der wirtschaftlichen Situation im Land. Es ist aber ein geistiger Konflikt. Natürlich ist der geistige Konflikt verknüpft mit einem wirtschaftlichen, ethnischen, politischen, militärischen, und sonstigem Konflikt. All das spielt zusammen, aber im Hintergrund ist es ein geistiger Konflikt. In Joh. 11,47 – kurz vor der Verhaftung Jesu – heißt es: Die damalige Elite, die Hohenpriester und Pharisäer, kamen zusammen, und sie sagten: ‚Was tun wir?

Dieser Mensch tut viele Zeichen.‘ Liebe Freunde, das ist das, was wir über diesen Menschen auch heute sagen können. Er tut viele Zeichen. Was ich ständig höre, was Jesus in diesen Ländern tut, das übersteigt unser Fassungsvermögen. Ich gehe mal davon aus, dass die meisten von uns nur die Glaubensrealität aus Deutschland kennen, bzw. den Glauben, wie er hier in Deutschland gelebt wird.

Als ich vor ein paar Wochen im Irak war, bin ich am Freitagabend geschwind noch in eine katholische Kirche gegangen. Sie war wenige Meter entfernt von meinem Hotel und ein paar Minuten vor Beginn des Gottesdienstes bin ich dorthin gelaufen. Zu meiner Überraschung wurde ich, als ich auf dieses Grundstück gegangen war, scharf angeredet: ‚Stop! Hands up‘! Da habe ich erst mal die Hände hochgenommen und habe in die Mündung eines Maschinengewehrs geschaut. Eine Wache war dort auf diesem Campus der katholischen Kirche und der fragte mich: ‚Christian‘? Also: ‚Bist du Christ?‘ Ich trage ein Kreuz am Hals, aber das ist sicher nicht das einzige Erkenntniszeichen. Ich sagte: ‚Christian‘! Da sagte er: „Go!“ Ich dachte: Gut, du kannst in den Gottesdienst gehen. Die Christen dort müssen ihre Gottesdienste vor Übergriffen schützen. Dann ging ich in diesen Gottesdienst der katholischen Gemeinde und was mich am allermeisten bewegte: Als die Gemeinde zu beten begann, liebe Freunde, da haben die Wände gewackelt. Die Christen haben zu Gott geschrien. Ich glaube nicht, dass ihr Mund die Lautstärke ausgemacht hat, sondern ihr Herz. Sie schreien zu Gott aufgrund der notvollen Situation ihrer Geschwister landesweit, aufgrund der vielen Familien, die Angehörige verloren haben, aufgrund der Gemeinden, die beständig Bedrängnis erleben. Eltern, die ihre Kinder verlieren, weil um ein hohes, sehr hohes Lösegeld ihre Kinder entführt werden,

Eltern, die dann in vielen Fällen diese Kinder ermordet zurückerhalten, obwohl sie das Lösegeld bezahlt haben. Deswegen schreien sie zu Gott. Dreiviertel aller Christen haben den Irak verlassen in den letzten wenigen Jahren. Von etwa (die Zahlen sind geschätzte Zahlen, weil es keine ganz konkreten Aufzeichnungen gibt) 1,2 – 1,5 Millionen Christen haben gut eine Million das Land verlassen. Man geht jetzt von noch etwa 300.000 im Land verbleibenden Christen aus. Als ich dort die Christen fragte, warum sie nicht auch das Land verlassen, sagten sie mir: ‚Wenn wir auch gehen, wer soll dann dreißig Millionen Irakern das Evangelium verkünden?'

## Bedrängnis um des Evangeliums willen

Wenn die Gemeinde Jesu in all diesen Ländern, die wir hier sehen, in den Ländern, wo die Bedrängnis besonders schlimm ist, ausgelöscht wird, wer soll dann dort das Evangelium verkündigen? Und wir wissen doch aus der Apostelgeschichte (4,12), dass den Menschen ein Name gegeben ist, in dem sie gerettet werden müssen. Das ist der Name Jesus. Die ersten Apostel (Apg 4 und 5) wurden verhaftet, ins Gefängnis geworfen, ausgepeitscht und dann wieder entlassen mit der Auflage, nie wieder in diesem Namen zu sprechen. Der Name ist es, der diese Machthaber und diese religiösen Führer stört. ‚Was sollen wir tun?', sagen sie, ‚denn dieser Mensch tut viele Zeichen.' (Joh. 11,47) Im Iran bekehren sich viele Muslime zu Jesus. Als ich vor zwei Jahren in Ägypten war, sagten mir die Christen: In diesem Jahr haben sich mehr Muslime zu Jesus bekehrt als in den gesamten zehn Jahren davor. Gott wirkt in diesen Ländern. Er baut seine Gemeinde und die Gemeinde erkennt das. Und deswegen bleiben sie in diesen Ländern. Sie sagen: ‚Wir

werden nicht davonlaufen. Jesus hat uns gerufen wie Schafe unter die Wölfe. Wenn wir ihn nicht verlassen, werden noch alle an ihn glauben‘. Und das ängstigt die Mullahs im Iran, das ängstigt die Terroristenführer im Irak und in Somalia und im Jemen. Man kann sich einschlägige Web-Seiten anschauen. Diese islamistischen Vereine haben offiziell darauf stehen: Wir werden den Irak christenfrei machen. Wir werden im Jemen alle Kirchen ausradieren, es wird in Somalia kein Evangelium mehr geben, wir werden alle Kirchen auslöschen in Afghanistan. Die Christen in Nigeria wurden am 4. Januar 2012 von der islamistischen Organisation Boko Haram offiziell aufgefordert – alle Kirchen, Medien und die Regierung wussten davon: ‚Christen! Verlasst das Haus des Islam. Verlasst Nigeria. Wer jetzt noch im Land bleibt, ist selbst schuld, wenn er umgebracht wird.‘ Das ist die Situation der Gemeinde. Das ist die Bedrängnis.

Was würden wir dann tun? „Herr Pfarrer, ich fahr mal zu meiner Tante aufs Land. Wenn es wieder ruhiger geworden ist, bitte, melden Sie sich bei mir.“ – Es geht um das Evangelium. Was war die Reaktion der politischen und geistlichen Elite damals? ‚Von jenem Tag an ratschlagten sie nun, um ihn zu töten‘ (Joh. 11,53). Der muss weg, der Jesus. Der stört.

Das Gleiche dann bei Paulus! Als Paulus berufen wird, vom Saulus zum Paulus, und zum Apostel der Nationen eingesetzt wird, gibt Jesus ihm den Auftrag (Apostelgeschichte 26), ‚ihre Augen zu öffnen, dass sie sich bekehren von der Finsternis zum Licht, von der Macht des Satans zu Gott‘. Was sagt Paulus? ‚Daher verkündigte ich denen in Damaskus und Jerusalem, Buße zu tun‘. Also was war seine Reaktion? Er verkündigte das Evangelium. Was ist die Reaktion auf die Verkündigung des Evangeliums? ‚Deshalb haben mich die Juden im Tempel ergriffen und versucht, mich zu ermorden.‘

## Christenverfolgung ist eine Reaktion auf die Verkündigung des Evangeliums.

Und da, liebe Freunde, wo das Evangelium nicht in der Öffentlichkeit verkündigt wird, d. h. in diese Gesellschaft hinein, dort ist es auch kein Ärgernis und dort gibt es auch keine Verfolgung. In dem Augenblick, wo die Gemeinde Jesu an die Öffentlichkeit geht und die Maßstäbe Gottes einfordert und verkündigt und die Errettung durch Jesus Christus als den Weg zum Vater verkündigt, in dem Augenblick wird sie auf massiven Widerstand stoßen.

## Rangfolge im Weltverfolgungsindex von Open Doors 2013 *(Filmclip)*

Wir schauen zuerst, welche Länder im letzten Jahr neu auf den Index gekommen sind:
Platz 50 Niger: Durch die Ereignisse im Nachbarland Mali gewinnen islamische Extremisten an Einfluss. Die kleine christliche Minderheit gerät zunehmend unter Druck.
Platz 47 Uganda: Besonders Christen, die vorher Muslime waren, werden verfolgt. Verschiedene Aktivitäten von islamistischen Gruppierungen lassen eine wachsende Verfolgung im ganzen Land befürchten.
Platz 40 Kenia: In muslimisch dominierten Gegenden werden Christen und besonders ehemalige Muslime massiv benachteiligt. Anschläge in mehreren Teilen des Landes verunsichern die Kirchen in Kenia.
Platz 24 Tansania: Der größte Teil der Christenverfolgung findet auf der Insel Sansibar statt. Doch auch auf dem Festland wächst der Druck auf Christen in Gegenden mit einer muslimischen Mehrheit.

Platz 7 Mali: Im Norden des Landes wurden die christlichen Gemeinden ausgelöscht. Hunderte flohen vor Tuareg-Rebellen und Islamisten. Kirchen und Häuser der Christen wurden zerstört. Es ist unmöglich geworden, als Christ im Norden des Landes zu leben.
Nun die Länder, in denen Christen derzeit am härtesten verfolgt werden:
Platz 5 Somalia: Trotz einer Schwächung der Al Shabab-Miliz geht die Verfolgung von Christen durch die Clans unvermindert weiter. Wird ein Christ entdeckt, muss er um sein Leben fürchten, wie die Berichte von Hinrichtungen zeigen.
Platz 4 Irak: Hunderttausende von Christen sind aus dem Land geflohen. Es gibt unzählige Angriffe auf Christen und ihre Kirchen. Selbst im kurdischen Norden, bisher ein Zufluchtsort, nimmt die Ablehnung gegen sie zu.
Platz 3 Afghanistan: Im Land gibt es kein einziges offizielles Kirchengebäude. Muslime, die Christen werden, haben Verfolgung durch ihre Verwandten und die Regierung zu befürchten. Die Taliban im Land habe es sich zum Ziel gesetzt, alle Christen aus Afghanistan zu vertreiben oder sie umzubringen.
Platz 2 Saudi Arabien: Im Land der heiligsten Stätten des Islam leben fast ausschließlich ausländische Christen. Die wenigen saudischen Christen sind alle ehemalige Muslime, die für ihren Abfall vom Islam mit massiver Verfolgung bis hin zur Todesstrafe rechnen müssen.
Platz 1 Nordkorea: Wie bereits in den letzten 11 Jahren steht Nordkorea auf Platz 1 als der Staat, in dem Christen am härtesten verfolgt werden. Zwischen 50.000 und 70.000 Christen sind derzeit in Arbeitslagern inhaftiert und müssen bis zum Tode Zwangsarbeit leisten. Auch unter dem neuen

In den vergangenen Jahren hat Open Doors zunehmend beobachtet, dass sich die Verfolgung von Christen von staatlicher Seite immer mehr auf die private Ebene der Nachbarn und Dorfgemeinschaften verlagert hat.

## Christenverfolgung 2014

1. Nordkorea
2. Somalia
3. Syrien
4. Irak
5. Afghanistan
6. Saudi-Arabien
7. Malediven
8. Pakistan
9. Iran
10. Jemen
11. Sudan
12. Eritrea
13. Libyen
14. Nigeria
15. Usbekistan
16. Zentralafrik.Republik
17. Äthiopien
18. Vietnam
19. Katar
20. Turkmenistan
21. Laos
22. Ägypten
23. Myanmar
24. Brunei
25. Kolumbien
26. Jordanien
27. Oman
28. Indien
29. Sri Lanka
30. Tunesien
31. Bhutan
32. Algerien
33. Mali
34. Palästinensergebiete
35. Vereinigte Arabische Emirate
36. Mauretanien
37. China
38. Kuwait
39. Kasachstan
40. Malaysia
41. Bahrain
42. Komoren
43. Kenia
44. Marokko
45. Tadschikistan
46. Dschibuti
47. Indonesien
48. Bangladesch
49. Tansania
50. Niger

Herrscher Kim Jong Un kommt es immer noch einem Todesurteil gleich, als Christ in Nordkorea entdeckt zu werden.
Weitere Informationen zur Situation der Christen in diesen Ländern, exemplarische Lebensberichte und Möglichkeiten, verfolgten Christen zu helfen, finden sie unter *www.weltverfolgungsindex.de (eingespielte Dokumentation)*. Abdruck der Landkarte in Graustufen

## Gebet für die verfolgten Christen

In dem Heft, das ich ausgeteilt habe, ein Heft, das wir jeden Monat veröffentlichen, berichten wir jeden Monat über ein anderes Land, so dass sich unser Horizont diesbezüglich erweitert und wir verstehen, was momentan weltweit geschieht.
In der Mitte dieses Heftes gibt es einen Gebetskalender. Darin finden Sie für jeden Tag ein Gebetsanliegen, heute z. B. für Myanmar und für den Tag vorher war es ein Gebet für Nordkorea. Das ist ein ganz kurzes Anliegen, das Sie in 20 Sekunden gelesen haben, das Ihnen aber einen kleinen Einblick gibt in die Situation der Kirche in Myanmar und was dort die Not ist. Wir veröffentlichen diesen Gebetskalender deswegen, damit sie ganz gezielt für die Kirche in diesem Land beten können. Ich glaube, wenn irgendjemand von uns für seinen Glauben im Gefängnis sitzen würde, wäre er froh, wenn für ihn ganz persönlich gebetet würde oder wenn wir in Pakistan leben würden unter der christlichen Minderheit dort, dann wären wir froh, wenn wir wüssten, dass die Christen in Deutschland für uns Christen in Pakistan beten, ganz gezielt, und nicht nur allgemein „Herr Jesus, hilf allen verfolgten Christen.“ Ich glaube, jeder von uns weiß

aus eigener Erfahrung, was es bedeutet, wenn jemand für ihn persönlich betet. Und es ist kein Zufall, wenn ich in diese Länder komme, dass die Bitte der verfolgten Christen immer wieder die gleiche ist. Wenn wir sie fragen: ‚Wie können wir euch denn helfen' dann sagen uns die Christen in Pakistan, im Iran, in Eritrea, in Uganda, Kongo, Sudan, egal wohin wir kommen: ‚Bitte, betet für uns'! Dann sage ich: ‚Ich gehe wieder zurück nach Deutschland und werde auf Christen aus unterschiedlichen Kirchen treffen. Was soll ich den Christen von euch hier in Ägypten (oder im Irak) weitergeben, was soll ich den Christen in Deutschland sagen'? Dann sagen mir die Christen im Irak: ‚Sag den Christen in Deutschland, sie sollen für uns beten.' Das sagen sie nicht, weil sie besonders fromm klingen wollen. So nach dem Motto, nach Geld fragen dürfen wir ja nicht, also bitten wir darum, dass sie für uns beten. So ist das nicht gemeint.

## Gebet und geistlicher Kampf

Den Christen dort in diesen Ländern ist ganz bewusst, dass sie in einem geistlichen Kampf stehen, und weil sie wissen, dass es ein geistlicher Kampf ist, wissen sie auch, dass dieser geistliche Kampf nur mit geistlichen Mitteln gewonnen werden kann. Ein geistlicher Kampf kann nicht mit politischen Mitteln gewonnen werden, ein geistlicher Kampf kann nicht mit finanziellen Mittel gewonnen werden, ein geistlicher Kampf kann nicht mit humanitären Mitteln gewonnen werden, obwohl all diese Mittel sehr hilfreich, gut und passend sind. Aber für die Wendung der Situation braucht es geistliche Mittel. Paulus, Jakobus, Petrus, Jesus selbst, sie alle sprechen über diese Situation. Feststehen und Ausharren, das ist der Kampf, in dem die Gemeinde steht.

Paulus lobt die Gemeinde wegen ihres Ausharrens, wegen ihres Glaubens: „In all euren Verfolgungen, Bedrängnissen, die ihr erduldet“ (2. The. 1,3-4).
Jesus sendet seine Gemeinde wie Schafe mitten unter die Wölfe. Wir würden sagen: Herr Jesus, gibt es denn da keine robustere Ausrüstung. Ein Wolf genügt schon, eine ganze Herde in die Flucht zu treiben, und umgekehrt, eine ganze Herde Schafe treibt nicht einmal einen einzigen Wolf in die Flucht. Worum geht es Jesus hier? ‚Ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe‘. Unser erster Instinkt ist: Wenn wir uns so eine Schafherde vorstellen, in die ein Wolf eindringt, dann sagen wir: Die armen Schafe müssen gerettet werden. Und genauso betrachten wir auch die verfolgten Christen und unser erster Instinkt und unser erstes Gebet wird dann sein: Herr, rette die Schafe. Aber Jesus geht es gar nicht um die Schafe.
Jesus geht es um die Wölfe. Die Schafe sind schon gerettet. Die Wölfe müssen gerettet werden! Denn dass die Schafe nicht gerettet (d.h. aus der misslichen Situation befreit) werden, zeigt er in Mt 10,17: ‚Denn sie werden euch vor die Gerichte bringen und in ihren Synagogen auspeitschen‘. Mt 10,18: ‚Ihr werdet um meinetwillen vor Statthalter und Könige geführt, damit ihr vor ihnen und den Heiden Zeugnis ablegt‘. Dass es Jesus um die Wölfe geht, wird aus diesem Satz klar: ‚Ihnen und den Nationen zum Zeugnis.‘ Diese Statthalter, Könige und Gerichte und all die Menschen, die Jesu Nachfolger ins Gefängnis schleppen werden, sollen das Evangelium hören. Es soll ihnen zum Zeugnis geschehen. Und die Schafe sind ja nicht irgendwie auf der Flucht und zufällig unter diese Wölfe geraten – Nein! Jesus sagt hier, ‚ich SENDE euch mitten unter die Wölfe. Und die Christen dort in den Verfolgungsländern haben in der großen Mehrheit erkannt, dass sie die Schafe sind, die mitten unter die Wölfe

gesandt sind. Und ihr Gebet ist nicht: Bitte, Herr, errette uns von den Wölfen, sondern ihr Gebet ist: Herr, lehre uns ausharren, dass wir treue Verkündiger deines Evangeliums sind und den Wölfen das Evangelium verkündigen und nicht davonlaufen.
Deswegen, wenn wir heute feststellen, dass die Christen in diesen Ländern um unser Gebet bitten – ‚Betet für uns' – müssen wir wissen, was wir für sie beten sollen: Dass sie ausharren in der Bedrängnis, dass sie feststehen im Glauben, dass sie kämpfen, wie Paulus sagt: ‚Kämpft mit mir für das Evangelium und lasst euch in nichts von den Widersachern erschrecken. Lauft nicht davon!' So schrieb er damals an die Gemeinde in Philippi (Phil 1,27-30). ‚Lauft nicht davon, wenn es brennt; lasst euch vom Feuer der Verfolgung nicht befremden', schreibt Petrus (1 Petr 4), ‚als geschähe euch etwas Sonderbares! Der Teufel geht umher wie ein brüllender Löwe und sucht, wen er verschlingen kann.' Darum geht es, liebe Geschwister: Der Teufel versucht, das Evangelium aufzuhalten. Deswegen kämpft er massiv gegen die Gemeinde, weil er das Evangelium an sich nicht wegnehmen kann. Es ist bereits in der Welt. Die Gemeinde kann er nicht wegnehmen, sie ist bereits da. Aber er versucht die Gemeinde und damit die Verkündigung des Evangeliums aufzuhalten durch Terror, durch Mord, Brandschatzung und all das andere.

## Die Lage in Syrien *(Filmclip)*

„In dem Land Syrien, das vielen verfolgten Christen in den letzten Jahrzehnten Zuflucht bot, herrscht seit 2011 Bürgerkrieg. Mittendrin die Minderheit der Christen. Schon vor dem Krieg machten sie gerade einmal 10 Prozent der ansonsten vorwiegend muslimischen Bevölkerung aus.

Hunderttausende Syrer haben das Land verlassen, unter ihnen auch viele Christen. Diejenigen von ihnen, die bleiben, geraten bei dem Versuch, neutral zu bleiben, zwischen alle Fronten. Ein Pastor aus Syrien berichtet: „Wir versuchen allen verständlich zu machen, dass wir keine politische Instanz sind, sondern eine geistliche. Wir wollen uns allein auf unseren geistlichen Auftrag konzentrieren und uns nicht auf die eine oder andere Seite schlagen. Es gab einen Vorfall in einem Dorf. Dort leben zur Hälfte Muslime, zur Hälfte Christen, ca. 7000 christliche Familien. Über die Minarette wurden die Christen aufgerufen zu gehen, sonst würde man sie einen nach dem anderen abschlachten. Wir fühlen uns sehr verwundbar, da wir eine Minderheit im Land sind. Wir stellen keine militärische Macht dar, die ihre Leute und Gebiete schützen könnte. Wir haben keine Waffen, wir sind keine Miliz. Je länger der Krieg dauert, umso schlimmer wird unsere Situation.“ Mit der Not vieler Landsleute konfrontiert beschlossen viele Kirchen aktiv zu werden und zu helfen. „Wir sind tief mit unserem Heimatland verbunden. Wir lieben unsere Landsleute, egal woher sie kommen. Es zählt noch nicht einmal, was sie jetzt gerade tun. Die Flüchtlinge, die zu uns kommen, haben alle ihre Habe verloren. Sie leiden, sie haben mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Der Ausdruck in ihren Gesichtern treibt einen förmlich dazu, aktiv zu werden und zu helfen. Ich hätte entweder den Levit aus der Geschichte des Samariters spielen können, der einfach nur aus der Ferne zuschaut, oder ich kann tun, was Jesus tat. Jesus saß nicht einfach im Himmel und hörte den Gesängen der Engel zu. Er kam auf die Erde und wurde aktiv. So empfehle ich zu tun, was Jesus tat. Ich glaube, der Herr hat die Kirche auf diesen Tag vorbereitet. Wir merken, das ist unsere Chance. Deswegen bleiben viele von uns.“

Sie sehen, da ist eine Vision, das ist ein Auftrag. Es liegt jetzt an uns, Menschen zu helfen, Menschen auf menschliche Art zu unterstützen, geistlich, emotional und sogar ganz praktisch. Es ist an der Zeit, die der Kirche zugedachte Arbeit zu machen. Keiner kann das sonst tun. Es ist an uns, Menschen zu helfen, zum Herrn zu kommen und Frieden und Zuflucht bei ihm zu finden. Das Erstaunlichste ist, dass nahezu jeder, dem wir eine Bibel gaben, darum bat, dass wir daraus etwas vorlesen." Diese Hilfe bringt den Gemeinden Anfeindungen und Schwierigkeiten, da islamistischen Gruppen nicht verborgen geblieben ist, welche missionarische Wirkung der Einsatz der syrischen Gemeinden hat.

„Verkündigung ohne Herausforderung gab es noch nie. Gottes Diener haben immer am reellen Leben teilgenommen. Es gab einen Terroristen, der hieß Paulus. Er kam einzig und allein, um die Gemeinde zu verfolgen, Menschen zu verhaften und zu töten. Aber Jesus in seiner Herrlichkeit veränderte sein Herz und wir wissen, dass Jesus derselbe ist, gestern, heute und auch morgen. Er kann es tun, wieder und wieder. Er hat es die ganze Geschichte hindurch getan. Deswegen verlieren wir nicht die Hoffnung. Denn unsere Hoffnung fußt nicht auf der Freundlichkeit von Menschen oder auf unseren Fähigkeiten. Unsere Hoffnung basiert auf ihm, auf seiner Souveränität, seiner Macht, auf dem Heiligen Geist. Unsere Hoffnung kann nicht besiegt werden." Dennoch bitten die Christen in Syrien weiter um unser anhaltendes Gebet für sie. „Wenn wir um Gebet bitten, sagen wir es nicht einfach so, wir schielen nicht auf die Auswirkungen eures Gebetes. Wir erleben die Hilfe unseres Herrn sehr praktisch, persönlich, in der Gemeinde, überall. Es ist ein seltener Moment, in dem wir spüren, wir sind ein Leib mit der weltweiten Gemeinde." (Ende der Dokumentation)

Das ist es, was Jesus lehrt: ‚Betet für die, die euch verfolgen, segnet, die euch fluchen, tut wohl denen, die euch hassen.' Und das ist es, was die Gemeinden in diesen Ländern versuchen zu leben. Es gelingt nicht in allen Fällen, es gelingt bei weitem nicht allen Christen. Aber sie streben sehr danach. Sie sagen, wir sind in einer schwierigen Situation, einer sehr verwundbaren Situation. Wir stehen wirklich unter einer enormen Anspannung, haben jeden Tag mit Furcht und Angst zu kämpfen. Deswegen bitten wir euch um euer Gebet, dass diese Furcht uns nicht übermannt, sondern dass die Glaubensüberzeugung stärker ist als die Furcht und wir in dieser Aufgabe festbleiben, das Evangelium im Land zu verkünden. So ist mit einem Satz das beschrieben, was „Open Doors" in diesen Ländern tut. Wir helfen den Gemeinden in der Bedrängnis, in der Weise, dass die Christen, die dort unter großer Bedrängnis sind, das Land nicht verlassen müssen, sondern dass sie weiter dort leben können und weiter dort ihren Auftrag von Gott ausführen können. Brauchen sie Bibeln, schicken wir Bibeln; müssen Geistliche ausgebildet werden, helfen wir dabei, dass Geistliche ausgebildet werden. Brauchen sie medizinische Unterstützung, versuchen wir medizinische Unterstützung zu organisieren. Brauchen sie Kleidung, organisieren wir Kleidung. Was immer sie an Nöten haben, versuchen wir durch weltweite Aufrufe zu Spenden für die Christen dort in diesen Ländern zu organisieren.

Um einen kleinen Einblick zu geben: Sehr viele Muslime bekehren sich momentan in muslimischen Ländern. Wenn sich dort ein Muslim bekehrt in Ägypten, im Irak oder Iran, Pakistan, und er würde das seiner muslimischen Familie erzählen, dass er jetzt Nachfolger Jesu geworden ist, ist

das, was er dann normalerweise zu erleben hat, Enterbung, durchgeschnittene Kehle, aus dem Dorf verjagt, aus der Dorfgemeinschaft, aus der Stammesgemeinschaft vertrieben, verprügelt; er verliert seinen Job, die Ehe wird geschieden, die Kinder werden immer dem muslimischen Teil zugesprochen, er erlebt also sehr harte Bedrängnis. Das ist das eine.
Das andere: Sagen wir mal, dieser Mann hat sich zu Jesus bekehrt und am Ort gibt es eine christliche Kirche. Er sagt sich, jetzt gehe ich doch einfach einmal zum Herrn Pfarrer hin, der Herr Pfarrer wird mir schon helfen. Dann geht er hin und sagt: Herr Pfarrer, ich will jetzt Jesus nachfolgen, ab nächsten Sonntag komme ich zu Ihnen in den Gottesdienst. Wissen Sie, was die meisten Pfarrer in diesen Ländern sagen werden, egal welcher Konfession? Sie werden sagen: Lieber Freund oder liebe Schwester, ich glaube ja und ich freue mich, dass du Nachfolger Jesu geworden bist, aber in meinen Gottesdienst kannst du leider nicht kommen. Denn wenn deine Familie sieht, dass du nächsten Sonntag durch meine Kirchentüre hereinspazierst, noch am Nachmittag brennt der Dachstuhl. Hab bitte Verständnis. Gott hat mir eine Herde mit 50 Personen anvertraut, die kann ich diesem Risiko nicht aussetzen, dass deine Familie oder Sippe oder Dorfgemeinschaft kommt und mir die Kirche anzündet oder schlimmer. Außerdem ist es in all diesen muslimischen Ländern von Gesetz wegen verboten zu evangelisieren. Wenn sich also hier ein junger Mann oder eine junge Frau oder eine ältere Frau bekehren und es einen ziemlichen Aufruhr im Dorf oder Stadtteil gibt und es der Geheimpolizei in diesem Land gemeldet wird, dann wird die Geheimpolizei noch am selben Tag den Pastor besuchen und sagen: ‚Herr Pastor, da hat sich eine Frau bekehrt, hier aus Ihrer Straße. Das hat doch was mit Ihnen zu tun. Kommen Sie mal mit.‘ Dann geht es

zum Verhör auf die Wache. Was das für den Pastor oder für den Pfarrer bedeutet, das wissen die Pastoren und Pfarrer in diesen Ländern. Deswegen nehmen manche davon Abstand, diese bekehrten Muslime in ihre Gemeinden aufzunehmen, weil es sehr gefährlich ist für alle Beteiligten. „Open Doors“ hilft in der Weise, dass wir Leiter im Untergrund ausbilden, damit sie Hauskirchen gründen können. Hauskirchen sind kleine Gemeinschaften von fünf bis 25 Personen, die sich, ohne großes Aufsehen zu erregen, privat zu Hause treffen können. Dazu braucht es einen Leiter, der das Ganze etwas koordiniert, auch ein bisschen was an biblischer Lehre weitergeben kann. So haben wir im letzten Jahr über 250.000 Leiter geschult, um eine solche oder ähnliche Arbeit tun zu können. Die meisten dieser geschulten Leiter werden im Untergrund geschult und arbeiten auch im Untergrund. Mehr kann ich dazu nicht sagen.

## Das Evangelium des Friedens

Das Streben des Feindes ist es, das Evangelium aufzuhalten. Wie will sich die Gemeinde positionieren? Jesus sagt, ‚wer ausharrt bis ans Ende, der wird errettet werden und dieses Evangelium wird allen Völkern zum Zeugnis gepredigt werden. Dann wird das Ende kommen‘. Denn Gott hat es wohl gefallen, durch die Torheit der Verkündigung die Menschen zu erretten. So ist das auch in Deutschland. Lasst uns also beten für die Verkündiger. Paulus hat in fast allen seinen Briefen die Gemeinden gebeten, dass sie für ihn beten, für seine Verkündigung. Paulus: Deshalb betet für mich, dass Gott mir den Mund füllt, dass er mir eine Tür des Glaubens auftut, dass ich das Evangelium verkündigen kann. Verkündigung war für Paulus das allerwichtigste. Warum?

Weil ohne Verkündigung keine Rettung geschehen kann. Der Begründer von „Open Doors“, Bruder Andrew, sagte: „Aus Feinden des Evangeliums werden Freunde des Evangeliums, nachdem wir ihnen das Evangelium verkündigt haben.“
Als ich die Christen in Ägypten besucht habe, fragte ich ein paar Leiter, Pfarrer, Pastoren: „Was ist denn eure größte Not?“ Die Antwort: „Wenn nur unsere Gemeindemitglieder mehr über ihren Glauben in der Gesellschaft reden würden.“ Sie sagten, das Problem ist doch, dass die meisten Muslime, in Ägypten 90 Prozent der Bevölkerung, nichts über das Christentum wissen und die, die meinen etwas über das Christentum zu wissen, „wissen“, dass die Christen zu drei Göttern beten, dass sie Blut trinken, und wahrscheinlich jeden Sonntag kleine Kinder fressen oder so was Ähnliches. Und die Christen, was wissen sie über den Islam? Die, die meinen etwas zu wissen, die sind sich auf jeden Fall ganz sicher, dass jeder zweite muslimische Junge, der zur Welt kommt, ein hochtalentierter Bombenbauer ist. Wenn solche Meinungen vorherrschen, und die zwei Gruppen treffen aufeinander, dann können wir uns vorstellen, was das für eine prächtige Unterhaltung gibt. Mit diesen Vorurteilen gibt es gar keine Unterhaltung, sondern nur Vorwürfe, Verdächtigungen, Auseinandersetzungen, die dann auch bedauerlicher Weise in vielen Fällen in Gewalt enden. Deswegen ist die Verkündigung des Evangeliums so wichtig, weil es sonst keine Erkenntnis der Wahrheit gibt.
‚Nimm teil an den Leiden Christi als guter Streiter Jesu‘, sagt Paulus damals dem jungen Pastor Timotheus. Er war Pastor in Ephesus. Gerade zu der Zeit, als die Verfolgung unter Nero begann, und Nero hat es systematisch gemacht, so wie es heute auch bei der Christenverfolgung gemacht wird: zuerst alle Leiter ins Gefängnis. Paulus, Petrus ermordet, hingerichtet.

Timotheus wusste jetzt, als nächstes ist wahrscheinlich er dran, als Leiter in der Gemeinde von Ephesus. Paulus ermutigt ihn, ist aber zu dieser Zeit selbst im Gefängnis und schreibt ihm diesen Brief. 2 Tim 2,3: ‚Lieber Timotheus, lauf bitte nicht davon. Denk an deine Berufung und leide mit als ein guter Streiter Christi Jesu.' 2 Tim 1,7: ‚Denn Gott hat uns nicht einen Geist der Furcht gegeben, sondern einen Geist der Kraft und der Liebe und der Besonnenheit.' Das ist immer die Entscheidung der Christen in diesen Ländern: Furcht oder Glaube. Deswegen verstehen wir, was wir beten müssen, nämlich dass sie sich nicht fürchten. Warum hat Jesus so oft zu seiner Gemeinde gesagt: Fürchtet euch nicht. Als er seine Jünger wie Schafe unter die Wölfe sandte, sagte er: „Aber fürchtet euch nicht vor ihnen." Für uns ist das heute Theorie. Wir müssen uns aber vor Augen halten, dass viele unserer Brüder und Schwestern genau das Woche für Woche erleben. Und dann zu sagen „Fürchtet euch nicht!", ist schon eine enorme Herausforderung.

Das muss bei uns im Herzen ankommen. Deswegen, bitte, verstehen Sie mich, wenn ich manchmal etwas engagiert spreche, wie heute Nachmittag. Ich lese jeden Tag solche Berichte. Ich höre jeden Tag von Christen, die da oder dort ermordet wurden, von Kirchen, die niedergebrannt wurden. Und wenn bei meinem Nachbarn das Haus brennt, werde ich nicht rüber schleichen zu seiner Haustür und vorsichtig klopfen und sagen: ‚Entschuldigung! Darf ich stören? Ihr Haus brennt'. Nein. Ich werde hineinstürmen und werde schreien: ‚Das Haus brennt'! Und so ist es, liebe Freunde. Das Haus brennt. Wir müssen als Christen heute in Deutschland aufstehen und uns solidarisch erklären mit unseren Geschwistern, mit ihnen aufstehen im Gebet. Das ist alles, was sie von uns erwarten. Dass wir aufstehen im Gebet

und mit ihnen kämpfen für das Evangelium und besonders für die, die im Gefängnis sitzen. Ich erspare Ihnen, was das heißt. Sie können nachher gerne Bücher mitnehmen. Ich habe eine ganze Reihe Bücher draußen, von Christen, die das Gefängnis überlebt haben, die Arbeitslager überlebt haben, was sie berichten aus ihrem Alltag. Es ist für uns unvorstellbar. Wir sind als „Open Doors“ bekannt dafür, dass wir solche Details in der Regel nicht weitergeben, weil wir die Würde dieser Christen achten möchten. An manchen Stellen fragen mich Christen, da wo ich vortrage oder predige: ‚Warum berichtet ihr nicht mehr darüber, wie schlecht es den Christen geht‘? Ich glaube, weil das nicht das Entscheidende ist. Schon als die Bibel geschrieben wurde, die Evangelien und die Briefe des Paulus, die in der Bibel im ersten Jahrhundert zusammengefasst wurden, gab es bereits Christenverfolgung, und da lasst uns mal ganz genau sehen, wie die Bibel über die Christenverfolgung berichtet. Die Verfolgung wurde nicht verschwiegen, aber es wurden keine Details genannt, wie Nero die Christen umgebracht hat. Das müssen Sie mal nachlesen, es ist unfassbar. Es ist unfassbar, was Christen in Nordkorea in Arbeitslagern leiden, deswegen weil sie Christen sind. Es ist unfassbar, was inhaftierte Christen in Afghanistan im Gefängnis leiden, weil sie Christen sind. Sie könnten jeden Tag frei kommen, jeden Tag, das haben uns Christen berichtet. Jeden Tag wurden sie herausgerufen aus ihrer Zelle, sie wurden geschlagen, verhört und dann wurde ihnen gesagt: ‚Sag deinem Jesus ab und du bist heute Nachmittag frei. Sag deinem Jesus ab, du bist heute Nachmittag bei deiner Frau und deinen Kindern‘. Wie schön wäre das doch. Dann fragt man sich als Christ, wie nützlich bin ich denn Jesus, wenn ich hier im Gefängnis bleibe.
Ein Christ aus Eritrea hat uns geschrieben – es ist zwei Jahre

her – er sagte: ‚Bitte, betet für mich, aber nicht, dass ich aus dem Gefängnis befreit werde, sondern bitte betet für mich – der Mann war schwer krank, hat schwer im Gefängnis gelitten – bitte, betet für mich, ich konnte hier im Gefängnis schon 50 Muslime zu Jesus führen, bitte, betet für mich, dass ich weiter die Kraft habe, hier im Gefängnis diese Haft auszuhalten.‘
Was ist der Wille Gottes in dieser Situation, liebe Freunde? Dafür müssen wir beten, wir müssen dafür beten, was Gott will in dieser Situation. Was will denn Gott für die Christen dort? Für den Einen, dass er frei kommt, für den Anderen will er, dass er dort bleibt und das Evangelium verkündet.

## Verkündigung und Vergebung

Open Doors arbeitet in über 60 Ländern. Wir helfen den Kirchen vor Ort mit Schulung, Zurüstung, mit Materialien, mit medizinischen Mitteln, mit allem, was sie brauchen.
Hier in Deutschland haben wir eine ganz andere Aufgabe. In Deutschland ist unser Auftrag, die Gemeinden und Kirchen aufzurufen zum Gebet für die verfolgten Christen. Deswegen bin ich heute Nachmittag hier. Deswegen kann ich Ihnen nur eines sagen, bitte nehmen Sie diesen Gebetskalender unbedingt mit nach Hause. Beten Sie jeden Tag für die verfolgten Christen. Den Gebetskalender können Sie bei Open Doors bestellen und wir werden Ihnen jeden Monat den Gebetskalender per Post zusenden – kostenlos.

## Ein Pastor aus Indonesien

Zum Abschluss: (Bild) Sie sehen einen Mann, den ich im September letzten Jahres in Indonesien getroffen habe. Er

ist 58. Er ist Pastor schon seit vielen Jahren. In Indonesien, einem Staat mit mehr als 17.800 Inseln, haben wir die höchste muslimische Bevölkerungsdichte mit einem überwiegend gemäßigten Islam. Eine radikale und extremistische Form des Islam ist dabei, die ganze Bevölkerung zu radikalisieren. Und das geht z. B. so: Du kommst in ein Dorf mit vielleicht 15.000 Einwohnern, 90-95% sind Muslime. Nur 20 von ihnen sind radikale gewaltbereite extremistische Muslime. Diese machen dann folgendes: Sie gehen zum Bürgermeister. Sie sagen: ‚Herr Bürgermeister! Da unten in der Straße, steht eine Kirche von den Christen. Die muss weg. Bis Ende des Monats erwarten wir, dass sie geschlossen ist.' Und der Bürgermeister, wenn er ein anständiger Mann ist, wird sagen: ‚Hören Sie zu! Wir haben nach unserer Verfassung Religionsfreiheit. Die Christen haben das Recht, Gottesdienst zu feiern, sie haben das Recht, eine Kirche zu haben. Die Kirche bleibt.' Und dann werden diese Extremisten sagen: ‚Bürgermeister! Wir wissen, wo deine Tochter in die Schule geht. Wir wissen, wo deine Frau arbeitet. Wenn bis Ende des Monats diese Kirche nicht zu ist, dann pass mal auf, was mit deiner Tochter passiert.' Dann wird sich der Bürgermeister überlegen, was er jetzt macht. Soll er sich wegen einer christlichen Kirche Ärger einhandeln? Das machen die wenigsten Bürgermeister. Und so durchdringt aufgrund der Initiative einzelner extremistischer Muslime diese gewaltbereite extremistische Lehre die gesamte Bevölkerung. Entscheidungsträger werden unter Druck gesetzt, massiv, mit persönlichen Bedrohungen. Da fliegt auch mal ein Auto in die Luft. Da wird mal jemand entführt, ermordet, um diesen Drohungen entsprechend Nachdruck zu verleihen, so dass alle wissen, das sind keine leeren Drohungen.
Deswegen sind viele Christen aus dem Irak weg. Sie haben

erzählt, wie das passiert. Du machst die Haustür auf, draußen steht ein Mann, den du noch nie gesehen hast. Das erste, was du siehst, ist die Mündung einer Pistole. Dann sagt dieser Mann, den du nicht kennst, zu dir: ‚Du und deine Familie, ihr habt noch acht Stunden oder 24 Stunden Zeit, die Stadt zu verlassen, sonst seid ihr alle tot.' Was machst du dann? Die meisten Christen sind einfach gegangen. In Mosul ist ein Lautsprecherwagen durch die Stadt gefahren, das war vor ein paar wenigen Jahren, der hat alle Christen aufgefordert, die Stadt sofort zu verlassen. 24 Stunden hätten sie Zeit, sonst würden sie alle ermordet werden. Mosul ist eine große Stadt. An diesem Tag haben mehr als 10.000 Christen fluchtartig die Stadt verlassen. Das ist es, was in diesen Ländern geschieht.

Doch zurück zu dem Pastor in Indonesien. Michael wurde bedroht und Muslime sagten zu ihm, weil er Muslimen das Evangelium verkündigt und Muslime sich deswegen in Indonesien bekehren: ‚Wenn du dich noch einmal dabei erwischen lässt, dass du das Evangelium Muslimen sagst, dann pass mal auf, was wir mit dir machen'.

Michael hat sich nicht einschüchtern lassen. Dann haben sie seine Kirche niedergebrannt. Auch dadurch ließ sich Michael nicht einschüchtern. Die Christen feierten von nun an den Gottesdienst im Freien. Es hat ein paar Monaten gedauert, bis sie die Kirche wieder aufbauen konnten. Wieder kamen die Extremisten zu ihm und sagten: ‚Wenn du nicht aufhörst, das Evangelium zu verkünden, dann pass mal auf, was wir mit dir machen.' Michael sagte: ‚Ich werde nicht aufhören, weil Jesus mich berufen hat, allen Menschen das Evangelium zu verkünden.' Und so tat er es.

Eines Tages kam er nach Hause, ruhte sich aus und wurde wach von dem Lärm in seinem Haus. Fünf Islamisten waren in seine Wohnung eingedrungen, hatten Macheten in der

Hand und fielen über ihn her. Sie wollten ihn in Stücke hauen, muss man eigentlich sagen. Er hat uns seinen Körper gezeigt. Überall tiefe, tiefe Macheteneinschnitte. Er hat uns erzählt, dass er fünf Liter Blut verloren hat. Es ist ein Wunder, dass er überlebt hat. Die Ärzte haben ihn zusammengeflickt. Seine christlichen Freunde sagten zu ihm: ‚Michael, du musst dies unbedingt bei der Polizei zur Anzeige bringen. Die Männer müssen gefasst werden, sonst geht das immer so weiter. Wir als Christen werden in diesem Land schikaniert. Der Terror gegen die Christen darf nicht so weiter gehen.' Michael sagte: ‚Jesus sagt, betet für die, die euch verfolgen; segnet die, die euch fluchen. Deshalb vergebe ich diesen Männern.' Nach mehreren Wochen im Krankenhaus stehen plötzlich die fünf Extremisten in der Tür und kommen zum Bett. Michael hatte keine Ahnung, was als nächstes passieren würde. Sie sagten nur: ‚Danke Pastor! Wir haben gehört, und man hat in unserem Viertel überall erzählt, dass du uns vergeben hast. Wir konnten nicht verstehen, wie ein Mensch so etwas tun kann.'

Weil Michael diesen fünf Männern vergeben hat, sind sie heute alle Nachfolger Jesu. Liebe Freunde, die Kraft der Vergebung, das ist die Kraft, die die Welt heilen kann. Waffen und Kriege werden nie Frieden in irgendein Land hineintragen. Die Kraft der Vergebung, die aus dem Evangelium von Jesus Christus kommt, das ist die Kraft, die von Gott geschickt ist, um Menschenherzen, Städte, Familien und ganze Völker zu heilen.

Dafür wollen wir und dafür müssen wir beten.

# Intoleranz gegen Christen in Europa

*Mathias von Gersdorff*

Gliederung:

1. Einführung

2. 1968er-Revolution

3. „Moralische Panikmache“

4. Angriffe auf der Europäischen Ebene

5. Neuste satanische Musik-Strömungen

Vielen Dank für die Einladung, bei der Sommerakademie in Augsburg sprechen zu dürfen. Ich wurde gebeten, über die wachsende Intoleranz gegen Christen und Christentum in Deutschland und Europa zu sprechen.
Ich spreche hier zu einem Publikum, das dieses Phänomen sicherlich sehr gut kennt. Noch frisch in Erinnerung ist die Reaktion der Medien auf die Aufhebung der Exkommunikation der Bischöfe der Piusbruderschaft durch Papst Benedikt XVI. im Jahr 2009. Im Jahr danach begann anlässlich der Missbrauchsfälle eine gigantische Medien-Kampagne gegen die katholische Kirche, aber auch gegen den Papst. Jede Aussage von Papst Benedikt in diesen Jahren war ein willkommener Anlass für viele, ihren Hass gegen Kirche und Papst auszulassen. Nicht nur Katholiken

spürten diese Stimmung. Auch Evangelikale, die es wagten, Kritisches zur sog. „Homosexuellen-Agenda“ zu sagen, erlebten Angriffe von Politik und Medien. Man denke bloß an die Angriffe auf den „6. Internationalen Kongress für Psychotherapie und Seelsorge“ im Jahr 2009. Teil des umfangreichen Programmes waren einige wenige Vorträge über Therapien für Homosexuelle. Dies reichte aus, um eine Protestwelle zu erzeugen, die das Zustandekommen des Kongresses in Gefahr setzte. Manche von Ihnen haben an 1000-Kreuze-Aktionen teilgenommen und wissen, welchem antichristlichen Hass man dort begegnet.
Anstatt eine allgemeine Darstellung der antichristlichen Intoleranz zu geben, schlage ich vor, einige Themenbereiche, die meiner Meinung nach von besonderer Bedeutung sind, zu vertiefen und vielleicht später in der Diskussion zu besprechen.

## Antichristliche Intoleranz und 1968er Revolution

Christenfeindlichkeit oder Christenverfolgung sind in der Geschichte nie rein aus Abneigung vor den religiösen Ansichten einer bestimmen Religion entstanden. Für gewöhnlich ist es notwendig, dass politische oder auch wirtschaftliche Interessen hinzukommen.
Der große Historiker Johann Baptist von Weiß (1820-1899) erklärt in seiner Weltgeschichte, dass im römischen Kaiserreich gerade die Herrscher, die sich ganz besonders um das politische Geschäft, um die Macht des Staates oder um die Ausdehnung des Territoriums gekümmert haben, Christenverfolgungen organisierten. Diese Kaiser – so Johann Baptist Weiß – erkannten, dass eine monotheistische Religion mit absolutem Wahrheitsanspruch die Grundlagen

der politischen Ordnung des Kaiserreiches bedrohten. Sie bedrohten also die Grundlagen der politischen Macht.
Wer bibelfest ist, wird auch viele Beispiele aus der Heiligen Schrift zitieren können, in denen diese Verbindung von religiösen und politischen Motiven als Voraussetzung für Ungerechtigkeit und Verfolgung deutlich werden. Herodes ließ die Neugeborenen Bethlehems töten, weil er als König Konkurrenz durch einen Messias fürchtete. Das entscheidende Argument für die Kreuzigung Christi seitens Pilatus war die Drohung, er würde ansonsten die Freundschaft des Kaisers verlieren. Die „Freundschaft des Kaisers" war ein Ehrentitel für Beamte, dessen Entzug die Entlassung bedeutete. Dieser folgte aber eine Flut von Beschuldigungen und Denunziationen, die dem abgesetzten Beamten nur einen Ausweg offenließen: den Selbstmord (Suetons, Augustus 66, in: Gerhard Kroll: Auf den Spuren Jesu).
Im 20. Jahrhundert waren die katholische Kirche und das Christentum Hindernis für den Aufbau kommunistischer oder nationalsozialistischer Gesellschaften. Entsprechend wurden sie gnadenlos verfolgt. Die Zeitschrift „Der Fels" hat viele Biografien von Glaubenszeugen veröffentlicht, die von Dr. Eduard Werner verfasst worden sind – eine eindrucksvolle Dokumentation des katholischen Widerstandes im Dritten Reich.
Das große Ereignis, das den Rahmen der öffentlichen ideologischen Auseinandersetzung unserer Tage bestimmt, ist die sog. 1968er Studentenrevolte oder 1968er Revolution. Natürlich kam die 1968er Revolution nicht aus heiterem Himmel. Diese Explosion wurde spätestens seit dem Zweiten Weltkrieg vorbereitet. Der Politikwissenschaftler Franz Walter, der die Studie über die pädophilen Strömungen bei den Grünen erstellt, schrieb vor kurzem in Spiegel Online:

„Der 47. Deutsche Juristentag 1968 stieß dann jene große Strafrechtsreform an, welche die Große Koalition 1969 vollendete. Die sozialliberale Koalition entschied dann 1973, statt Sittlichkeit fortan die sexuelle Selbstbestimmung zu schützen. Es waren also Sozialdemokraten, Freidemokraten (und mit einem gewissen Widerwillen auch einige Christdemokraten), die Impulse aufnahmen, welche fortan den liberalen und radikaldemokratischen Zeitgeist befruchteten. Es war der Geist all derer, die sich als Bürgerrechtler verstanden und die Gesellschaft dezidiert befreien wollten vom „Mief" der „Adenauer-Republik", von der „sexualfeindlichen Bigotterie" des Katholizismus." (Frank Walter in „Pädophilie-Debatte: Irrwege des Liberalismus", Spiegel Online am 28. August 2013).

Diese war eine Kulturrevolution, das heißt, durch eine Änderung der Kultur strebte sie eine Veränderung der Mentalitäten an. Ziel dieser Revolution war nicht ein Umsturz der Produktionsverhältnisse, wie von der kommunistischen Revolution angestrebt, oder ein Umsturz der politischen und religiösen Machtverhältnisse, wie von der der Französischen Revolution angestrebt.

Die Revolution der 1968er beabsichtigte, einen „neuen Menschen" zu bilden, einen Menschen, der sich völlig von den herkömmlichen moralischen Vorstellungen befreit hat, der nach völliger Emanzipation und Selbstverwirklichung sucht und sich nicht mehr nach christlichen Werten und Prinzipien leiten lassen will.

Der wichtigste Ideengeber dieser Revolution war Herbert Marcuse. Sein Buch „Eros und Kultur" ist ein Standardwerk der Studentenrevolte und ideologische Grundlage für die sog. „sexuelle Revolution".

Wichtig ist festzuhalten, dass es der 1968er-Revolution darum

ging, die gesellschaftlichen Verhältnisse zu verändern. Sie wollte nicht bloß mehr Freiheit und sexuelle Freizügigkeit. Nein, sie wollte eine neue Gesellschaft, in der der neue Mensch leben sollte, nach ihrer Vorstellung eine Gesellschaft mit einem Menschen, der die Moralvorstellungen des Christentums voll und ganz abgeworfen hatte.

Wer die „Freie Liebe“ zur gesellschaftlichen Norm heben will, findet in der katholischen Sexualmoral einen gewaltigen Widerstand und Gegner, vor allem, wenn ein Papst diese in einer Enzyklika wie beispielsweise Humanae Vitae erläutert.

Im Zuge der 1968er Revolution entstanden eine Reihe von politischen Strömungen: Die Frauenbewegung, die die Streichung von § 218 StGB forderte; die Homosexuellen Bewegung; die Pädophilen Bewegung; die sog. „Freie Liebe“ usw.

Sehr rasch konnten sie Erfolge erzielen, wie beispielsweise die Liberalisierung der Abtreibung, die Einführung der liberalen und antichristlichen Sexualkunde, die Liberalisierung der Pornographie usw.

Alle diese Bewegungen strebten die Aufrichtung einer neuen Gesellschaft an. Gesellschaftspolitik wurde ein wichtiges politisches Feld. Die katholische Kirche und das Christentum standen dem Aufbau dieser neuen Gesellschaft mit ihrer strengen Moral, vor allem der Sexualmoral, im Wege.

Unter diesen Umständen darf man sich nicht wundern, dass der antikatholische Affekt, der historisch in Deutschland ohnehin bedeutend ist, neue Kraft gewann und die Intoleranz gegen Papst und Kirche dadurch wuchs.

Aufgrund dieser Entwicklung existiert in Deutschland eine relativ große Schar von Menschen, die jedes Mal, wenn sich die Gelegenheit ergibt, versuchen, die Kirche in die Pfanne zu hauen. Das geschieht natürlich vor allem dann, wenn

Skandale auftauchen, also wenn sie sozusagen eine schwache Stelle bietet, an der man angreifen kann.
An dieser Stelle lohnt es sich auf die Techniken einzugehen, die gegen die Kirche verwendet werden, um deren Ansehen in der Öffentlichkeit zu ruinieren.

## Moralische Panikmache

Im Mai 2010 gab der katholische Verlag San Paolo das Buch „Preti pedofili: La vergogna, il dolore e la verità sull´attacco a Benedetto XVI" (dt.: „Pädophile Priester: Die Schande, das Leiden und die Wahrheit über einen Angriff auf Benedikt XVI.") des Soziologen Massimo Introvigne zur Verteidigung von Papst Benedikt XVI. und der katholischen Kirche heraus, das aufgrund des brisanten Themas gleich nach Erscheinen große Aufmerksamkeit auf sich zog. Introvignes Buch ist eine Analyse der öffentlichen – vor allem medialen – Diskussion und versucht die Hintergründe und Motive der äußerst aggressiven Berichterstattung vieler Medien zu erläutern.
Der Schlüsselbegriff in Introvignes Studie ist „Panico Morale", im Englischen „Moral Panic", ins Deutsche oft als „Moralische Panik" übersetzt. Dieser Begriff aus der Soziologie, der in den 1960er Jahren entstand, beschreibt einen kollektiven Zustand der Emotionen, der laut Introvigne drei Eigenschaften hat. Erstens: Es handelt sich in der Regel um Probleme, die schon lange, manchmal Jahrzehnte existieren, aber von den sozialen Kommunikationsmitteln als etwas „Neues" präsentiert werden. Zweitens: Es werden unprofessionell ermittelte Statistiken und sonstige Zahlen als Beweise herangezogen, die ständig wiederholt werden, ohne zu hinterfragen, ob sie stimmen oder nicht. Drittens: Gewisse „Moralapostel" (imprenditori morali) gewinnen dank ihrer

starken Rolle als Multiplikatoren großen Einfluss in der öffentlichen Diskussion.

Es ist wichtig, zu beachten, dass bei einer moralischen Panik der Sachverhalt an sich keine reine Erfindung ist, doch die statistische Dimension wird ins Groteske übertrieben. Wie Introvigne sehr genau beschreibt, ist genau dies im Falle der Pädophilieskandale geschehen. Selbstverständlich ist jeder Missbrauchsfall entsetzlich. Doch es ist nicht irrelevant, ob es zwei, zweihundert oder zweitausend Fälle waren. Die moralische Panik schafft es, zwei Fälle wie zweitausend erscheinen zu lassen. Und wie Introvigne in seiner Studie nachweist, ist das genau das Ziel vieler Medien, die eine regelrechte Hetzkampagne gegen die katholische Kirche und Papst Benedikt XVI. veranstaltet haben.

Am Anfang der letzten Welle von Attacken steht lt. Introvigne der Bericht der BBC vom Oktober 2006 unter dem Namen „Sex Crimes and the Vatican“, der übersetzt auch in anderen Ländern ausgestrahlt wurde. In dieser Sendung werden die abstoßenden Verbrechen des ehemaligen irischen Priesters Oliver O´Brady behandelt. Dieser vergewaltigte in Kalifornien von 1976 an mehrere Kinder und wurde im Jahr 1993 zu 14 Jahren Haft verurteilt. In der Dokumentation wird insbesondere versucht zu zeigen, dass die katholische Kirche diesen Priester geschützt und sich damit schuldig und haftbar gemacht hat. Das war auch in den Rechtsprozessen die Argumentationslinie der Anwälte, denen es vor allem um möglichst hohe Entschädigungszahlungen ging. O´Brady äußert sich ganz im Sinne der Rechtsanwälte und belastet den damaligen zuständigen Bischof Roger Mahony. Wichtige Fakten bleiben in der BBC-Dokumentation unerwähnt: 1984 wurde der Fall O´Brady von der Polizei archiviert, und zwei Psychologen haben attestiert, dass er nicht gefährlich

sei. Bischof Mahony hat also nicht fahrlässig gehandelt. In der Tat haben im Fall O´Brady alle Instanzen versagt, was natürlich bedauernswert ist. Man kann aber nicht der katholischen Kirche bzw. Bischof Roger Mahony vorwerfen, dass er den Fall vertuscht habe. Seit dem Erscheinen von „Sex Crimes and the Vatican" zielen alle Attacken darauf, zu zeigen, dass die Kirche – Bischöfe, Vatikan oder Papst – darauf bedacht sei, die Pädophiliefälle zu verheimlichen. Wesentliche Informationen, die ein ganz anderes Bild ergeben würden, werden ignoriert. So wird beispielsweise nie erwähnt, dass sich die Fälle drastisch reduziert haben, seitdem die Glaubenskongregation unter der Führung von Kardinal Joseph Ratzinger in den 80er Jahren Maßnahmen gegen die pädophilen Priester eingeführt hat.

Zur Schaffung einer „Moralischen Panik" gehört eine Verzerrung der Zahlen. Hierüber gibt die von Massimo Introvigne zitierte Studie des John-Jay-Colleges über die Situation in den Vereinigten Staaten Auskunft. Diese zeigt, dass in den Jahren 2002 – 2010 die Zahl der Pädophilie-Fälle dank der getroffenen Maßnahmen seitens der US-amerikanischen Bischöfe drastisch gesunken ist. Auch zeigt die Studie, dass 78,82 % der Fälle gar nicht pädophiler Natur sind, da die Opfer das Alter der Pubertät bereits überschritten hätten. Eindeutige Fälle von Pädophilie gab es 958 in 52 Jahren, also 18 pro Jahr, von denen 54 überhaupt verurteilt wurden, d.h. rund 1 Fall pro Jahr. Viele Medien geben aber den Eindruck, dass es innerhalb der katholischen Kirche von pädophilen Priestern nur so wimmelt.

Introvigne geht ebenso auf den Vorwurf ein, gewisse Strukturen und Anforderungen an die Priester seien der Grund für die Skandale. Zumeist wird der Pflichtzölibat genannt. Der Autor zitiert die Studie von Philip Jenkins aus dem Jahr 1996

„Pedophiles and Priests. Anatomy of a Contemporary Crisis". Diese zeigt, dass in den Vereinigten Staaten der Prozentsatz pädophiler katholischer Priester abhängig von der Region zwischen 0,2 und 1,7 % schwankt. Bei den Evangelischen, bei denen es ja bekanntlich keinen Zölibat gibt, sind 10 % an sexuellen Missbräuchen beteiligt und 2 – 3 % sind pädophil. Besonders schwerwiegend ist die Situation unter den Anglikanern. So schreibt ein Bericht des evangelischen Informationsdienstes „Christian Ministry Resources", dass es im Jahr 2002 in den Vereinigten Staaten 70 Anzeigen (keine Verurteilungen!) pro Woche gab. Der schon zitierte Jenkins berichtet von 39 Fällen allein im Jahr 1992. Wesentlich höher sind die Zahlen von Missbräuchen seitens Sportlehrer und sonstigen Lehrkräften an den Schulen.
In den Angriffen gegen Papst Benedikt XVI. ist das Alter der Fälle besonders eklatant. Der deutsche Priester Peter Hullermann wurde im Jahr 1986 verurteilt. 24 Jahre später kam er auf die erste Seite einer Zeitung, um den Papst zu belasten. Noch älter war der Fall des Priesters Lawrence Murphy, der 1974 verurteilt wurde. In beiden Fällen konnte nachgewiesen werden, dass Papst Benedikt XVI. bzw. Kardinal Joseph Ratziger als Präfekt der Glaubenskongregation nicht fahrlässig gehandelt und diese Fälle nicht „vertuscht" hat.

## Exkurs

### „Moralische Panikmache" zeigt Wirkung: Statistiken bestätigen Ansehensverlust der katholischen Kirche.

Die geballte, einseitige und hasserfüllte Berichterstattung in vielen Medien über Missbrauchsfälle in katholischen Einrichtungen wirkt sich mittlerweile in den Statistiken aus.
In einem Beitrag für die Frankfurter Allgemeine Zeitung vom

23. Juni 2010 schreibt Dr. Renate Kocher, Geschäftsführerin des Allensbacher Instituts für Demoskopie: „Die breite Berichterstattung über Kindesmissbrauch hat in weiten Teilen der Bevölkerung zu dem Eindruck geführt, dass es sich um ein in der katholischen Kirche weitverbreitetes Phänomen handelt. Obwohl die berichteten Fälle eine kleine Minderheit der Priester betreffen und überwiegend Jahrzehnte zurückliegen, halten heute 47 Prozent der gesamten Bevölkerung Kindesmissbrauch durch katholische Priester für häufig, während nur 36 Prozent von einem Fehlverhalten einer Minderheit ausgehen. Allein unter Katholiken geht eine relative Mehrheit davon aus, dass es sich um ein Minderheitsphänomen handelt, während Protestanten und insbesondere Konfessionslose von einem in der katholischen Kirche weitverbreiteten Problem ausgehen."

Die Zahlen sprechen eine klare Sprache: „Der Anteil der Bevölkerung, der der Kirche allgemein zutraut, in moralischen Fragen Orientierung zu geben, ist seit 2005 von 35 auf 23 Prozent gesunken, allein zwischen März und Juni dieses Jahres von 29 auf 23 Prozent. Zugleich ist die Überzeugung schwächer geworden, dass von den Kirchen Antworten auf Sinnfragen zu erwarten sind. 2005 waren davon noch 50 Prozent der Bevölkerung überzeugt, im März dieses Jahres 45 Prozent, jetzt 38 Prozent. Solche Veränderungen sind binnen einer so kurzen Frist von nur knapp drei Monaten ungewöhnlich." 69 % der Bevölkerung hatten sich mit anderen Menschen über das Thema Missbrauch unterhalten, eine enorm hohe Zahl.

Allerdings geben die Befragten an, dass das Missbrauchsproblem kein „rein katholisches" ist. In allen Einrichtungen, die Kinder betreuen, seien diese in Gefahr. 66 % schätzen das Risiko in Kinderheimen als besonders hoch ein, 62 %

in den Familien, 59 % in Internaten und immerhin 58 % in kirchlichen Einrichtungen.
Der Anteil der Kirchenmitglieder, die über einen Austritt nachdenken, ist erheblich gestiegen: 33%. 1995 hatten 29 % einen Austritt erwogen, 2005 25 %. Dieses Problem trifft die evangelische Kirche wesentlich härter als die katholische: Aktuell wollen 4 % der Protestanten und 2 % der Katholiken austreten.
Laut dem FAZ-Bericht ist das größte Problem der Kirchen die ausgeprägte Altersgebundenheit von Religiosität: „Von Leuten über sechzig Jahren beschreiben sich 57 Prozent als religiös, von den Personen unter dreißig dagegen nur 28 Prozent. Alle Indikatoren für Religiosität, ob Glaubensinhalte, der subjektive Stellenwert von Religion im eigenen Leben, das Interesse an religiösen Fragen oder die religiöse Praxis, zeigen die ausgeprägte Altersgebundenheit."
Der Bericht endet aber mit einem großen Lob für die jungen Menschen, die religiös sind: „Die Minderheit der religiösen jungen Menschen unter 30 Jahren unterscheidet sich in vieler Hinsicht von den religiös indifferenten Altersgenossen: durch eine stärkere Familienhinwendung, ein überdurchschnittliches soziales Verantwortungsgefühl, Aufgeschlossenheit, Bildungsorientierung und eine signifikant größere Bereitschaft, sich mit gesellschaftlichen Entwicklungen wie mit Fragen nach dem Lebenssinn auseinanderzusetzen, sowie unterdurchschnittlich ausgeprägten Materialismus."

## Antichristliche Tendenzen im Europarat und in der EU

Auch im Europarat und in der EU werden die antichristlichen Tendenzen immer deutlicher. Dies macht sich vor allem in

den polemischen Themen Abtreibung und Homosexuellen Agenda bemerkbar.
Die parlamentarische Versammlung des Europarates ist eine empfehlende Institution von 47 Mitgliedsstaaten mit Sitz in Straßburg.
In einer „Empfehlung“ an die Mitglieder vom 29. Juni 2007 mit dem Namen „Staat, Religion, Säkularität und Menschenrechte“ wird in Punkt 17 erklärt: „… Noch dürfen Staaten die Verbreitung von religiösen Prinzipien erlauben, die, einmal in die Praxis gesetzt, Menschenrechte verletzen würden. Im Zweifelsfall … müssen die Staaten die religiösen Führer veranlassen, eindeutig Stellung zu beziehen für die Vorrangigkeit der Menschenrechte (…) vor jegliches religiöses Prinzip.“
Diese Passage ist besorgniserregend, da sie offen lässt, inwiefern religiöse Führer gezwungen werden können, öffentlich den Vorrang der Menschrechte vor den Glaubenswahrheiten zu erklären. In einer Zeit, in der versucht wird, Abtreibung und die „Sexuelle Orientierung“ als Rechte zu deklarieren, kann das zu einer erheblichen Einschränkung der Religions- und Meinungsfreiheit führen. Sollte beispielsweise die „Sexuelle Orientierung“ ein Menschenrecht werden, könnten viele Zitate aus der Bibel und aus dem katholischen Lehramt nicht mehr zitiert werden, da man sie als „Aufstachelung“ zum Hass auffassen würde.
Warum sind diese „Empfehlungen“ von Bedeutung? In der Vergangenheit haben sie, stammen sie nun aus der Parlamentarischen Versammlung des Europarates oder aus den verschiedenen Institutionen der Vereinten Nationen (UNO), wiederholt zeitversetzt Einzug gefunden in die Gesetzgebung der Europäischen Union oder der Länder. Deswegen sind sie für uns sehr ernst zu nehmen, denn sie

zeigen uns die zukünftige Ausrichtung der Politik der EU an.

In der Resolution des Europa-Parlaments vom 18. Januar 2006 (Homophobie in Europa) wird in einem Atemzug eine nicht näher definierte „Homophobie“ auf einer Ebene mit Rassismus und Antisemitismus genannt. Seitdem wird in den öffentlichen Auseinandersetzungen seitens der Homo-Lobby und der linken Medien fast jegliche Kritik an den politischen Forderungen der Homosexuellen-Agenda stets mit der Vokabel „homophob“ etikettiert. Die hier verfolgte Strategie ist ziemlich klar: Man möchte, dass in der Öffentlichkeit jegliche Kritik an den politischen Forderungen der Homo-Lobby und an der Homosexualität schlechthin als „homophob“ gilt – ein klassischer Fall von Tabuisierung und Stigmatisierung. Gleichzeitig versucht man, „Homophobie“ – was immer das auch sein mag – zu kriminalisieren. Sollte diese Strategie Erfolg haben, wird ein gesellschaftliches Klima entstehen, in dem die Kritiker der Homo-Lobby stets in der Defensive und in Erklärungsnot sein werden. Im Grunde genommen strebt man an, ein Klima des Gesinnungsterrors zu produzieren.

In einem der Punkte der Resolution vom 18. Januar 2006 heißt es:

„in der Erwägung, dass Homophobie als auf Vorurteilen basierende irrationale Furcht vor und Abneigung gegen Homosexualität und Lesben, Schwule, Bisexuelle und Transsexuelle definiert werden kann, ähnlich wie Rassismus, Fremdenfeindlichkeit, Antisemitismus oder Sexismus.“

Mit diesem Punkt wird Homophobie im Wesentlichen als ein geistiger Zustand der übertriebenen Angst bezeichnet. Unter diesem Aspekt ist es fraglich, warum Homophobie überhaupt Gegenstand juristischer Erwägungen sein sollte. Falls jemand

diese „krankhafte Angst“ hat, macht er sich ja nicht irgendwie strafbar. Anders wäre es, wenn er gewalttätig wird. Aber dann wäre die kriminelle Handlung die Gewalttat an sich und nicht der innere Zustand, der ihn dazu geführt hat. Genauso macht sich ein Räuber strafbar, weil er stielt und nicht, weil er im Inneren Raffgier verspürt. Offensichtlich wird der Begriff „Homophobie“ hier auf diese Weise beschrieben, um ihn dann in der öffentlichen Debatte, in der heutzutage linke Kräfte dominieren, so weit zu fassen, dass auch Meinungen darunter fallen, die schlichtweg die christlichen Positionen hinsichtlich Ehe, Familie, Homosexualität, Erziehung usw. vertreten.

„In der Erwägung, dass Homophobie im persönlichen und öffentlichen Leben in verschiedener Form Ausdruck findet, beispielsweise durch das Schüren von Hass und die Aufstachelung zu Diskriminierung, das Lächerlichmachen, verbale, psychische und physische Gewalt sowie Verfolgung und Mord, Diskriminierung unter Verstoß gegen den Gleichheitsgrundsatz, ungerechtfertigte und nicht vertretbare Einschränkungen von Rechten, die oft mit Belangen der öffentlichen Ordnung begründet werden, sowie der religiösen Freiheit und des Rechts auf Wehrdienstverweigerung aus Gewissensgründen“ – Diese Passage aus der vorerwähnten Resolution ist besonders heikel. Homosexuelle Politiker sagen immer wieder, dass katholische Würdenträger Hass schürten und zu Diskriminierungen anstachelten, weil sie Homosexualität als Sünde bezeichnen und gleichgeschlechtliche Partnerschaften ablehnen. Kardinal Meisner wurde schon als Hassprediger bezeichnet. Die Interpretation dieser Politiker, lautstark von den linken Medien verbreitet, ist klar: Religiöse Würdenträger machen sich des „Verbrechens der Homophobie“ schuldig. –

„fordert (das EU-Parlament) die Mitgliedstaaten und die Kommission auf, den Kampf gegen Homophobie durch Bildungsmaßnahmen – wie Kampagnen gegen Homophobie in Schulen, Universitäten und den Medien – sowie durch administrative, juristische und legislative Maßnahmen zu verstärken."

Überall, wo Homo-Kunde eingeführt wurde, geschah das unter dem Vorwand, „Homophobie" zu bekämpfen. Meistens werden hierzu Gruppen von Homosexuellen eingeladen. Es ist kaum anzunehmen, dass diese den Schülern eine neutrale Sicht des Themas vermitteln werden.

Eines der prominentesten Opfer dieser Homo-Lobby-Strategie in der EU war das Land Litauen, das in einem Gesetz vom 14. Juli 2009 die Propaganda für Homosexualität bei Minderjährigen verboten hat. Prompt kam die Verurteilung des Europa-Parlaments durch eine Resolution am 17. September 2009. Interessanterweise taucht das Wort „Homophobie" im EU-Dokument gar nicht auf. Die linken Medien haben trotzdem jubiliert, weil das EU-Parlament das „homophobe" Gesetz verurteilt hätte. Der homosexuelle Informationsdienst Queer schrieb: „EU-Parlament: Litauen soll homophobes Gesetz ändern." Die Österreichischen Grünen schrieben: „EU-Parlament verurteilt homophobe Gesetzgebung in Litauen." Das linke Blatt „Die Standard" (nicht „der") schrieb: „EU-Parlament fordert Änderung von homophobem Gesetz." In allen Meldungen kommt das Wort „Homophobie" vor.

Besondere Erwähnung verdient die Resolution des Europa-Parlaments vom 14. Januar 2009 über die Lage der Menschenrechte in Europa. Dort wird gefordert, dass religiöse Würdenträger sowie Persönlichkeiten des sozialen Lebens und Politiker, die Hass und Gewalt schüren, verurteilt

werden. Zu dieser Kategorie zählen entsprechend Dokumenten von homosexuellen Politikern oder Organisationen Kardinal Meisner oder Papst Benedikt XVI.

## Antichristliche Hassmusik

Ich möchte kurz auf ein Phänomen eingehen, dass mir noch recht unbekannt in den christlich-konservativen Milieus zu sein scheint: Die Musikgattungen Death-Metal und Black-Metal, die man dem sog. „Heavy-Metal" zuordnet.
Seit Jahren verfolge ich die Präsenz von satanischen Elementen in der Populär-Kultur. Allerdings war mein Augenmerk mehr auf Film, Fernsehen und Literatur gerichtet, weniger auf die Musik. Der Grund dafür war, dass die Literatur zum Thema Satanismus in der Pop-Musik dermaßen antiquierte Beispiele verwendete, die in der modernen Jugendkultur fast keine Rolle mehr spielen, so dass mich das als Aktivist nicht sonderlich interessiert. Zum Zwecke öffentlicher Kampagnen schienen mir die satanischen Elemente in Horrorfilmen oder Horrorromanen interessanter.
Auf der Frankfurter Buchmesse 2012 fand ich halb versteckt ein Buch mit dem Titel „Unheilige Allianzen". Nachdem ich darin lange geblättert hatte und mich auch gut mit dem Verleger unterhielt, erkannte ich die Bedeutung und das Ausmaß sowie die Radikalität der modernen satanischen Musik. Der Satanismus in manchen Liedern der Rolling Stones oder der „Eagles" ist kindisch im Vergleich zu dem, was heute auf den Markt kommt.
Der moderne satanische Rock macht keinen Hehl aus seinem Hass gegen das Christentum. Und mehr als das: Der Hass, bzw. die Zurschaustellung des Hasses, ist das Zentrum des modernen Rocks dieser Art. Das war früher nicht so evident.

Eine der Stellen, die mich am meisten geschockt haben, sind Zitate des Sängers Andrew Harris – sein Künstlername ist Akhenaten - der Gruppe „Judas Iscariot“. Für ihn ist seine Musik ein Propaganda-Feldzug gegen das Christentum, das in einem Krieg enden soll: „So, wie jeder Krieg, beginnt dieser Krieg mit Propaganda. Das ist das, was ich mit Judas Iscariot mache, ich verbreite Propaganda gegen die falsche Herrschaft christlicher Ignoranz.“ Er erklärt auch genau, wie er seine Zuhörer zu beeinflussen sucht: „Durch Judas Iscariot fülle ich sterbliche Geister (also die Zuhörer) mit Visionen von Hass und Völkermord und setze ihre Herzen mit dem Zorn des Bösen in Brand.“ Seine eigenen Visionen schilderte er in der Szene-Zeitschrift Ablaze: „Ich hatte eine Vision von Millionen gekreuzigter Leichen. Und als sie wie geschlachtete Schweine hoch über der Straße hingen, wunderte ich mich, ob ihr Gott sie jetzt auch noch liebt.“

Letztes Jahr haben wir eine öffentliche Initiative gegen die Verbreitung einer Musik-CD organisiert, die gerade auf den Markt gekommen war: Die CD „Evangelivm Necromantia“ der niederländischen Gruppe „Antropomorphia“ (Diese CD wurde inzwischen von der „Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Medien“ indiziert). Diese CD wird von SONY vertrieben und konnte bei allen etablierten und großen Internethändlern erworben werden, wie beispielsweise Amazon. In der Produktbeschreibung von SONY selbst steht: „Textlich dreht sich alles um Nekrophilie, Mord, Geisterbeschwörung und nekrolesbische Lust.“ Der Text des Liedes „Fleisch“ in dieser CD schildert mit Details einen sadistischen Mord und die anschließende Vergewaltigung der Leiche. Der Text ist dermaßen sadistisch, dass man ihn nicht wiedergeben kann.

Sie sehen also: Die Musik wird nicht in obskuren Läden

unter der Theke verkauft, sondern von globalen Konzernen wie SONY vertrieben.
Vor kurzem ist eine Platte der schwedischen Band AEON erschienen – auch von SONY vertrieben. Sie spezialisiert sich auf besonders hasserfüllte Musik. Das Heavy-Metal-Portal Metal.de – das wichtigste in Deutschland – schrieb: „Wenn man die Schweden AEON als eine der blasphemischsten Bands im Death-Metal-Untergrund bezeichnet, hat das natürlich seine Berechtigung: Wie schon auf den vorangegangenen drei Alben werden auch auf dem neuen Werk ‚Aeons Black' in den Texten reihenweise Christen ans Kreuz genagelt . . ."
Bei einigen dieser Bands sind der Christenhass und die Blasphemie in Namen geschrieben. So heißt eine CD von Satans Wrath (auch von SONY vertrieben) „Galloping Blasphemy". Nicht wenige Bands tragen Namen wie „Nunslaughter", was Händler wie Amazon nicht hindert, ihre Musik zu verkaufen
Das sind nur einige Beispiele, ich könnte ihnen Hunderte nennen.
Und das ist längst nicht alles: Die Ortschaft Kirriemuir in Schottland will dem Sänger Bon Scott der Band AC/DC ein Denkmal setzen. Scott sang Lieder wie „Highway to Hell" (Autobahn in die Hölle) oder „Hell Ain't a Bad Place to Be" (Die Hölle ist kein schlechter Aufenthaltsplatz).
Ein weiteres Beispiel, das zeigt, wie diese Art Musik immer mehr gesellschaftsfähig wird, stammt aus Polen. Adam Darski, der Sänger der polnischen Black-Metal-Band Behemont, wurde groß auf dem Cover des großen polnischen Boulevardblattes „Gala" abgebildet. Die Band, die in grotesker und satanischer Verkleidung auftritt, ist bekannt für ihre blasphemischen Stücke. Darski zerstörte Bibeln auf der

Bühne und nannte die Katholische Kirche eine „mörderische Sekte“.
Der „Tagesspiegel“, eine der wichtigsten Zeitungen in der Schweiz, brachte ein Interview mit dem satanischen Rock-Sänger Gaahl (sein eigentlicher Name ist Kristian Espedal). Dort sagte er allen Ernstes: „Ich befürworte, dass die Kirche als Institution verschwindet. Kirchen sind in meinen Augen wie Statuen von Adolf Hitler in Israel. Für mich ist das ein und dasselbe.“ Gaahl kann frei über seine Sympathien für den Satan und sonstige Teufel beim „Tages-Spiegel“ plaudern: „Ich kann Satan noch immer verwenden, wenn ich will, und das tue ich auch. Aber die Motive meiner Spiritualität sind heute mehr in der nordischen Mythologie verwurzelt.“ Der Rocker bewundert den Satan, weil er derjenige sei, „der sich auflehnt. Das tue ich auch, nach wie vor“.
Verkaufszahlen satanischer Musik werden nicht gesondert erhoben. Die Genres „Death-Metal“ und „Black-Metal“ gehören zur Gattung „Heavy-Metal“. Nach Presseinformationen ist „Heavy-Metal“ allerdings die einzige Musikgattung, die steigende Verkaufszahlen zu verzeichnen hat – sowohl zu den Konzerten, als auch der Verkauf von Musik-CDs. Eines der wichtigsten Festivals in Deutschland ist das „Wacken-Opern-Air-Festival“ im August jeden Jahres. Im November 2012 waren die 75.000 Karten für die 2013-Veranstaltung schon ausverkauft. Für dieses Festival sind schon Bands wie „Candlemass“, die in den vergangenen Jahren CDs mit Namen wie „Lucifer Rising“ („Luzifers Aufstieg“) oder „Death Magic Doom“ („Verderben der schwarzen Magie“) produzierten. Auch „Hate Squad“ („Hasskommando“) und „Rage“ (Wut) werden dabei sein. Aufgrund des Erfolgs werden laufend neue Festivals organisiert. Diesen Festivals verpasst man groteske

Namen wie „Inferno Norwegen“, „Inferno Schweiz“, „Extremefest“, „Neurotic Deathfeast“, „Under the black sun“ oder „Beastival“.
Aus Zeitgründen ist es nicht möglich, diese Musik genauer zu behandeln, obwohl es notwendig wäre.
Wichtig ist es, festzuhalten, dass diese Musik für die Zuhörer eine Art spirituelle Nahrung ist, etwas, was in den Religionen das Beten ist. Durch das Hören verstärken sie ihre Hassgefühle und ihren Sadismus gegen das Christentum. Wie muss es im Inneren der Menschen aussehen, die diese bestialische Musik stundenlang hören und ihr emotionales Leben damit formen? Welche Phantasien voller Hass und Blasphemie werden geweckt?
Jedenfalls bereiten sie Menschen vor, ihre Gefühle zu Taten werden zu lassen.
In einem Interview hat man den Gründer der „Church of Satan“, Anton Szandor LaVey, gefragt, was er von dieser Musik hielte, ob sie die wahre satanische Musik sei. Er antwortete: „Man stelle sich eine Versammlung von Jugendlichen vor – die nicht unter der Einwirkung betäubender Drogen stehen –, die den ganzen Abend lang Black Metal gehört hat und nun einen Trommelwirbel auf einer Kesselpauke und eine Trompetenfanfare (er meint einen hitlerschen Marsch) hören. Es wird wie diese Szene in Samson oder in Cabaret sein, wo sich Tausende rechter Arme in die Luft recken. Dann helfe Gott den Christen!“
Ich glaube, das ist keine Übertreibung. Mit dieser Musik wird eine Art Armee von Christenhassern vorbereitet, die bei einem bestimmten Signal aktiv werden könnten.

# Der Beitrag der katholischen Moral- und Soziallehre zur humanen Gesellschaft

*Lothar Roos*

Einführung: „Ein dreitausendjähriger historischer Optimierungsprozess“

I. Die Quellen eines christlichen Humanismus
1. Die ethische Architektur der Gesellschaft
2. Die Wahrheit über den Menschen und das christliche Menschenbild
a) Die „schöpferische Liebe“ des Vaters
b) Die „erlösende Liebe“ des Sohnes
c) Die „ausgegossene Liebe“ des Heiligen Geistes
3. Bleibende Erfahrungen der Geschichte

II. Die Entfaltung eines christlichen Humanismus
1. Die sozial-caritative Diakonie
2. Die sozial-ethische Diakonie
a) Die rechtsstaatliche Demokratie
b) Die soziale Marktwirtschaft
c) Die Familie als „Sitz der Kultur des Lebens“
d) Die solidarische Bürgergesellschaft

III. Die „Bausteine“ eines christlichen Humanismus
1. Humanitäre Überzeugungen
2. Humanitäre Strukturen

Abschließende Bemerkung: „Ein Humanismus ohne Gott ist unmenschlich“

## Einführung
## Ein dreitausendjähriger historischer Optimierungsprozess

Der Philosoph Karl Jaspers hat einmal unsere Kultur als Produkt eines „dreitausendjährigen historischen Optimierungsprozesses“ bezeichnet. Dass die christlich-abendländische Kultur Europas heute innerhalb der Weltkulturen eine herausragende Stellung innehat, ist mithin eine Folge eines sehr langen Entwicklungsprozesses, in dessen Verlauf Europa zwar eine ganze Reihe Irrtümer begangen hat, aber diese – und darin liegt seine Größe – im Laufe der Geschichte auch zu korrigieren vermochte.

Wie kann man sich diesen Optimierungsprozess vorstellen? Er entstand aus bestimmten, existenziellen und institutionellen Erfahrungen. Menschen, die an den Gott der biblisch-christlichen Offenbarung glauben, werden ihre Existenz, ihr Vermitteltsein in soziale Prozesse, in politische und wirtschaftliche Konflikte anders bewerten und gestalten, als solche, die diesen Glauben nicht aufzubringen vermögen. So glauben wir als Christen, dass Gott dem Menschen eine sinnvolle Freiheit gegeben hat und lehnen daher alle deterministischen Geschichtsphilosophien und daraus abgeleitetes politisches Handeln ab, wie es dem Marxismus zugrunde liegt. Auch sind wir davon überzeugt, dass Verständigung unter Menschen grundsätzlich immer möglich ist, weil das, was alle Menschen verbindet, immer größer ist als dass, was sie voneinander trennt. Dies sind Beispiele für existenzielle Erfahrungen.

Wenn Menschen mit dem gleichen Glauben „im Hinterkopf“ gesellschaftlich zusammen leben, dann finden sie im Laufe der Geschichte heraus, dass auch die gesellschaftlichen Institutionen nicht beliebig aussehen können, sondern eine

spezifische Form bekommen, wenn man sie von einer christlichen Anthropologie her gestaltet. So entstehen institutionelle Erfahrungen: Familie, Staat, Wirtschaft, Bildungswesen, soziale Hilfe, Sozialgestalt des Unternehmens, alle diese und andere gesellschaftlichen Strukturen und Institutionen bekommen, unbeschadet geschichtlicher Umstände und Veränderungen, eine bestimmte Formung aus dem christlichen Menschenbild, wenn die Menschen, die die Gesellschaft bilden, aus diesem Menschenbild leben. – Aus solchen existenziellen und institutionellen Erfahrungen entsteht eine spezifische „Kultur", die aus den geistigen Kräften des Christentums hervorgeht. In seiner Rede vor dem Deutschen Bundestag hat Benedikt XVI. am 22. September 2011 ebenfalls auf diesen historischen Prozess hingewiesen: „Die abendländische Rechtskultur", so sagte er, sei aus einer Begegnung der „stoischen Philosophie, des römischen Rechts und des biblisch-christlichen Menschenbildes"[1] hervorgegangen.

Vor diesem Hintergrund wollen wir nun versuchen, den „Beitrag der katholischen Sozial- und Morallehre zur humanen Gesellschaft" sichtbar zu machen. Wir wollen dabei zunächst die Quellen eines christlichen Humanismus (I) erhellen, dann seine historische Entwicklung skizzieren (II) und schließlich nach den „Bausteinen" eines christlichen Humanismus fragen (III).

## I. Die Quellen eines christlichen Humanismus

Im Unterschied zu den Tieren, deren Existenz durch die ihnen genetisch angeborenen Instinkte gesichert ist, muss sich der Mensch das gesellschaftliche Gehäuse, in dem er lebt, durch freie Entscheidungen selbst bauen. Je nach dem, wie er sich

dabei entscheidet, kann er eine Kultur aufbauen oder sie zerstören. Anders gesprochen: Der Mensch muss sich über das frei entscheiden, was ihm gut tut oder was ihm schadet. Er ist kein instinktgesichertes, sondern ein sittliches Wesen. Gut und böse, richtig und falsch stehen immer zur Entscheidung an. Wie aber müssen wir uns entscheiden, um eine der Würde des Menschen dienende Gesellschaft aufzubauen? Bevor wir dieser Frage nachgehen, müssen wir uns zunächst darüber klar werden, worin die ethische Architektur der Gesellschaft besteht, was ihre tragenden Bauteile sind.

## 1. Die ethische Architektur der Gesellschaft

Überall, wo Menschen zusammenleben, müssen sie sich über drei Grundfragen einigen:

- über die Ziele, um derentwillen sie sich zusammenschließen: Was wollen wir gemeinsam erreichen? Welche Werte sind dabei maßgebend?
- über die Strukturen und Institutionen, die das Erreichen dieser Ziele ermöglichen. Wie müssen wir unsere Gesellschaft so „organisieren", dass wir die angestrebten Werte möglichst gut erreichen können?
- über die persönlichen Tugenden, die jedes Mitglied der Gesellschaft aufbringen muss, um die als richtig erkannten Werte zu bewahren und jene Strukturen zu formen und zu stützen, die dafür nötig sind.

Im Zusammenspiel von Werten, Institutionen und Tugenden zeigt sich das Baugesetz jeder menschlichen Kultur. Man kann dieses Beziehungsgefüge auch als „kulturethisches Dreieck" von Werten, Strukturen und Tugenden bezeichnen.

## 2. Die Wahrheit über den Menschen und das christliche Menschenbild

Das jeweilige Gefüge der Werte, Strukturen und Tugenden, hängt grundlegend vom Menschenbild ab, zu dem sich die Glieder der betreffenden Gesellschaft bekennen. Sage mir, welches Menschenbild du hast, und ich sage dir, wie die Gesellschaft aussieht, in der du lebst! Die Wahrheit über den Menschen bildet demnach die Grundlage jeder Kultur. Immanuel Kant teilt diese Wahrheit in drei Kernfragen auf: „Was können wir wissen?“ - „Was sollen wir tun?“ - „Was dürfen wir hoffen?“ Man kann auch sagen: „Was ist Sache?“ – „ Was ist Wert?“ – „Was ist Sinn?“ Diese drei Dimensionen der Wahrheit über den Menschen stehen in einer inneren Beziehung zueinander. Die Sach-Wahrheit ergibt sich aus den Erkenntnissen über die bio-physische Umwelt und die psychische Beschaffenheit des Menschen. In ihr geht es um die sachliche Analyse der physischen und psychischen Möglichkeiten, die dem Menschen mit seiner Natur gegeben sind. Im Bereich der Wert-Wahrheit gibt es im Unterschied zur Sachwahrheit keine physisch und psychisch vorgegebenen Fakten. Der Mensch muss sich sein Wertesystem selber aufbauen. Er tut dies dadurch, dass er unter verschiedenen Möglichkeiten auswählt. Auf diese Weise entsteht eine Rangordnung, eine Hierarchie der Werte. Die Bedeutung der Wahl des Menschen tritt dabei um so deutlicher zu Tage, je höher das angestrebte Gut in der Rangordnung der Welt steht. Die Frage nach der richtigen Wert-Wahrheit wird der Mensch unterschiedlich beantworten, je nach seiner Vorentscheidung im Bereich der Sinn-Wahrheit. Die Beantwortung der Sinn-Frage hat grundlegende Bedeutung für das persönliche Leben und das Zusammenleben in der Gesellschaft. Menschen, die

der Überzeugung sind, ihr Leben vor Gott verantworten zu müssen, leben ganz anders als solche, die die Gottesfrage negativ beantworten. Wenn es einen Sinn des Lebens gibt, dann kann man auf ihn „zusteuern“ oder ihn verfehlen. Dann gibt es auch Schuld und Sünde, Reue und Vergebung. Auch haben der Einsatz für andere Menschen und das Opfer des eigenen Lebens für Mitmenschen nur einen Sinn, wenn es einen das Leben in dieser Zeit übersteigenden Sinn gibt. Die Sinn-Wahrheit ist daher die Voraussetzung für die äußerste Möglichkeit des Menschen, sein Leben für andere hinzugeben (vgl. Joh 15,13). Es leuchtet unmittelbar ein, dass jedes Menschenbild der Frage nicht ausweichen kann, die Gretchen in Goethes „Faust“ dem sie umwerbenden Faust stellt: „Wie aber hältst du es mit der Religion?“ (Gretchenfrage!) Man kann sie positiv oder negativ beantworten. Insofern kann man feststellen: Sage mir, welches Gottesbild du hast oder nicht hast, und ich sage dir, wie dein Menschenbild aussieht.

Wir wollen nun der Frage nachgehen, aus welchen Quellen eine humane Gesellschaft schöpft, die sich dem biblisch-christlichen Gottesbild verpflichtet weiß. Es gibt heute wohl keine tiefere philosophisch-theologische Begründung und sprachlich schönere Verdeutlichung des christlichen Menschenbildes, als jene, die uns aus den Schriften und Ansprachen Papst Benedikt XVI. entgegenleuchtet. Benedikt XVI. beschreibt sie als „die ursprüngliche Liebe des Vaters zum Sohn im Heiligen Geist ... Sie ist schöpferische Liebe, aus der wir unser Sein haben; sie ist erlösende Liebe, durch die wir wiedergeboren sind. Sie ist von Christus offenbarte und verwirklichte Liebe (vgl. Joh 13,1), ‚ausgegossen in unsere Herzen durch den Heiligen Geist‘ (Röm 5,5)“ (Caritas in veritate [Civ] 5). – Welche anthropologischen Einsichten und welche sozialethischen Konsequenzen sind mit einem so begründeten christlichen Humanismus verbunden?

### a) Die „schöpferische Liebe“ des Vaters

Gott hat dem Menschen seine Schöpfung anvertraut und ihm als seinem „Ebenbild“ (Gen 1,26) genügend klugen Verstand und guten Willen mitgegeben, um eine Gesellschaft „in Verantwortung vor Gott und den Menschen“ (Präambel des Grundgesetzes) gestalten zu können (vgl. auch Sir 17, 1 – 13). Wäre dies nicht der Fall, dann wäre der Mensch ein absurdes Wesen, das für seine Taten und Untaten nicht verantwortlich sein könnte. Zum biblisch-christlichen Menschenbild gehört die Überzeugung: Die zu einem verantwortlichen Leben notwendigen ethischen Einsichten lassen sich mit dem Licht der natürlichen Vernunft erkennen und werden in der katholischen Tradition „natürliches Sittengesetz“ und, soweit daraus Rechtsprinzipien ableitbar sind, „Naturrecht“ genannt. In diesem Sinn stellt Benedikt XVI. fest: „In allen Kulturen gibt es besondere und vielfältige ethische Übereinstimmungen, die Ausdruck derselben menschlichen, vom Schöpfer gewollten Natur sind und die von der ethischen Weisheit der Menschheit Naturrecht genannt wird. Ein solches universales Sittengesetz ist die feste Grundlage eines jeden kulturellen, religiösen und politischen Dialogs und erlaubt dem vielfältigen Pluralismus der verschiedenen Kulturen, sich nicht von der gemeinsamen Suche nach dem Wahren und Guten und nach Gott zu lösen. Die Zustimmung zu diesem in die Herzen eingeschriebenen Gesetz ist daher die Voraussetzung für jede konstruktive soziale Zusammenarbeit“ (CiV 59).[2]

Dabei darf nicht verschwiegen werden, und das gehört wesentlich zur biblischen Anthropologie (vgl. Gen 1-11), dass der Mensch durch eigene Schuld die Mitgift des Schöpfers verschmähen kann und dies auch getan hat. Seine „Ursünde“

besteht darin, dass er „sein will wie Gott“, um autonom über „Gut und Böse“ entscheiden zu können (vgl. Gen 3,5). In dieser Geisteshaltung versucht er, den „Turm von Babel“ zu bauen, der bis „zum Himmel reicht“, also eine Gesellschaft zu errichten, die Gott nicht braucht. Der „Turm“ bleibt eine Ruine, weil die gottlos gewordenen Menschen einander nicht mehr verstehen (vgl. Gen 11). Modern gesprochen: Ohne die Rückbindung an Gott zerbricht der Grundwertekonsens. Deshalb besteht die erste und grundlegende Aufgabe der kirchlichen Sozialverkündigung darin, jene sittlichen Grundeinsichten zu finden und zu verkünden, mit denen die „schöpferische Liebe“ Gottes die menschliche „Natur“ ausgestattet hat. Diese Liebe ist die wichtigste Quelle einer humanen Gesellschaft.

### b) Die „erlösende Liebe“ des Sohnes

Was aber trägt das „Christus-Ereignis“ zur einer humanen Gesellschaft bei? Man kann gelegentlich lesen, Jesus habe überhaupt keine „Werte“ propagiert und insofern auch keinen „Humanismus“ entworfen. Daran ist richtig, dass er das „Nahegekommensein der Königsherrschaft Gottes“ verkündete und zum Glauben daran aufforderte (vgl. Mk 1,15). Aber diese religiöse Botschaft muss schon deshalb ethische Konsequenzen haben, weil sie sich als die „Vollendung“ der Hoffnungen Israels verstand (Vgl. Mt 5,17). Und dort waren, wie Jesus mit der Bibel Israels bekräftigt, Gottes- und Nächstenliebe untrennbar verbunden. Insofern brauchte Jesus gar keine neuen Werte zu verkünden. Es genügte die Antwort, die er einem Mann auf dessen Frage nach dem ewigen Leben gab: „Halte die Gebote!“ (Mt 19, 17). Die „zweite Tafel“ der „Zehn Gebote“ findet sich mit

ähnlichen Normierungen in den ethischen Ordnungen aller Kulturen. Sie gehören insofern zum humanitären Erbe der Menschheit.

Wichtig für die Gestalt des christlichen Ethos wurden dann Wort und Beispiel Jesu, der den Jüngern die Füße gewaschen (vgl. Joh 13,1-20) und sich in seiner „Gerichtsrede" mit den „Geringsten" identifiziert hat (Mt 25, 31-46). Insofern wird der schöpfungstheologisch und heilsgeschichtlich begründete Glaube Israels, wonach Gott der Vater aller Menschen ist, dadurch auf die Spitze getrieben, dass Gottes Sohn „einer von uns" wird und damit dem Menschen, wie Gaudium et Spes [GS] 22 sagt, seine Würde erst voll kundmacht. Die Identifikation Jesu mit den „Geringsten" übersteigt die Gemeinschaft der Glaubenden und gilt allen Menschen in Not.

Die Lehre von der Erlösung der Menschen durch Jesus Christus und die darin konstituierte Brüderlichkeit[3] vollendet ethisch die bereits vom Schöpfer-Gott dem Menschen übertragene globale Verantwortung (vgl. Gen 1, 28; 2, 15). Damit ist grundgelegt, dass die Kirche nicht nur den christlich Glaubenden, sondern allen Menschen helfen soll, wie es Paul VI. in Populorum progressio [PP] 20 formuliert hat, den „Weg von weniger menschlichen zu menschlicheren Lebensbedingungen" zu suchen und zu finden. Diese Aufgabe kann aber nicht einfach mit Hilfe der „Offenbarung" bewältigt werden. Insofern hat „die Soziallehre der Kirche", wie es Benedikt XVI. formuliert, „eine wichtige interdisziplinäre Dimension". „Aus dieser Perspektive" könne sie „eine Funktion von außerordentlicher Wirksamkeit erfüllen. Sie gestattet dem Glauben, der Theologie, der Metaphysik und den Wissenschaften, ihren Platz innerhalb einer Zusammenarbeit im Dienst des Menschen zu finden".

Nur so kann ein christlicher Humanismus näher bestimmt werden.

### c) Die „ausgegossene Liebe“ des Heiligen Geistes

Worin zeigt sich die dritte Dimension eines christlichen Humanismus, das „Wirken des Geistes“, bei der Formulierung der kirchlichen Sozialverkündigung und einem entsprechenden Handeln? Der Geist, so verheißt Jesus seinen Jüngern, wird euch „in die ganze Wahrheit führen“ (Joh 16,13). Er hilft der Kirche, „die Zeichen der Zeit“ zu erkennen und so zu deuten, dass sie das verkünden und wirken kann, „was der Geist den Gemeinden sagt“ (Offb 2,11). Es sei – so sagt das Zweite Vatikanische Konzil – „Aufgabe des ganzen Gottesvolkes, vor allem der Seelsorger und Theologen, unter dem Beistand des Heiligen Geistes auf die verschiedenen Sprachen unserer Zeit zu hören, sie zu unterscheiden, zu deuten und im Licht des Gotteswortes zu beurteilen, damit die geoffenbarte Wahrheit immer tiefer erfasst, besser verstanden und passender verkündet werden kann“ (GS 44, 2).
Was dies für eine humane Gesellschaft bedeutet, darüber haben Johannes XXIII. in der 1963 veröffentlichten Enzyklika Pacem in terris [PT] und das Konzil in der Pastoralkonstitution Gaudium et spes ausführlich gesprochen. So rechnet es Johannes XXIII. z. B. zu den „Zeichen der Zeit“, dass sich die Menschen heute ihrer Würde immer mehr bewusst werden und deshalb auch verlangen, die politische Ordnung ihres Gemeinwesens selbst zu bestimmen (vgl. PT 79). Diese Selbstbestimmung kann aber nicht beliebig erfolgen, sondern nur unter Beachtung der allen Menschen von Gott vorgegebenen Würde. Insofern stellt der Papst fest: „Jedem menschlichen Zusammenleben, das gut geordnet und

fruchtbar sein soll, muss das Prinzip zugrunde liegen, dass jeder Mensch seinem Wesen nach Person ist. Er hat eine Natur, die mit Vernunft und Willensfreiheit ausgestattet ist; er hat aus sich Rechte und Pflichten, die unmittelbar und gleichzeitig aus seiner Natur hervorgehen. Wie sie allgemein gültig und unverletzlich sind, können sie auch in keiner Weise veräußert werden" (PT 9). In dieser naturrechtlichen Tradition – Johannes XXIII. zitiert hier aus der Weihnachtsbotschaft Pius XII. von 1942 – entfaltet auch Benedikt XVI. in seiner Sozialverkündigung jene sozialethischen Leitlinien, die den Weg zu einer weltweiten sozialen Gerechtigkeit ebnen sollen.

Was ist für Benedikt XVI. heute wohl das wichtigste „Zeichen der Zeit", auf das der Heilige Geist die Kirche aufmerksam machen will? Am bedrohlichsten für einen wahren Humanismus erscheinen ihm offensichtlich der ethische „Relativismus" und das Zunehmen eines „aggressiven Säkularismus" innerhalb der einst abendländisch-christlichen Zivilisation. Diese hat zwar den von ihr hervorgebrachten wissenschaftlich-technischen Fortschritt und die Idee der Menschenrechte über die ganze Welt verbreitet, weithin aber inzwischen deren religiös-ethische Quellen vergessen.

## 3. Bleibende Erfahrungen der Geschichte

Aufgrund geschichtlicher Erfahrungen wird im Laufe der Zeit deutlich, welche gesellschaftlichen Formen und Ordnungsstrukturen mit dem christlichen Menschenbild besser zu vereinbaren sind als andere. Dabei gelangt man auch zu der Erkenntnis, dass es bestimmte strukturelle und habituelle Erfahrungen, also soziale Strukturen und Tugenden gibt, hinter die man um Gottes und des

Menschen willen nicht mehr zurückfallen sollte. Auf der Kreuzung zwischen biblisch-christlicher Anthropologie und geschichtlicher Erfahrung entsteht das, was man als die abendländisch-christliche Kultur bezeichnen kann, also eine Gesellschaft von Menschen, die nach den Maßstäben des christlichen Menschenbildes das gesellschaftliche Miteinander zu ordnen versucht. Wie hat sich diese Kultur geschichtlich herausgebildet und entfaltet? Worin besteht konkret der Beitrag der Katholischen Moral- und Soziallehre zur humanen Gesellschaft?

## II. Die Entfaltung eines christlichen Humanismus

Überblickt man die ca. zweitausendjährige Geschichte der Kirche, dann muss man zwischen der sozial-caritativen und der sozial-ethischen Dimension des kirchlichen Dienstes an der Gesellschaft unterscheiden.

### 1. Die sozial-caritative Diakonie

Unter dem Anspruch des Wortes Jesu „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan oder nicht getan habt“ (vgl. Mt 25) haben sich die christlichen Gemeinden von Anfang an um eine dezidierte sozial-caritative Diakonie bemüht. Papst Benedikt XVI. hat dies eingehend in seiner ersten Enzyklika „Deus Caritas est“ dargestellt. Dazu hier nur wenige Stichworte: Bereits die Urgemeinde entwickelte das Amt des „Diakons“ für den „Dienst an den Tischen“ (vgl. Apg 6,1-7). In allen frühchristlichen Gemeinden gab es eine organisierte Sorge für die Armen. Ein markantes Zeichen dafür war die innere Verbindung der Eucharistiefeier mit einem „Liebesmahl“ (Agape) (vgl.1Kor 11,17-34).

In der spätrömischen Gesellschaft haben die Christen in ihren Gemeinden differenzierte soziale Dienste organisiert. Besonders herausstellen kann man die Tatsache, dass das Krankenhaus eine christliche „Erfindung“ darstellt. Die Sorge für die Armen war schon in den Bistümern des damaligen Syrien, besonders aber in der Zeit der großen sozialen Verwerfungen beim Untergang des Römischen Reiches und der Völkerwanderung in den Bistümern Galliens eine herausragende Aktivität der Kirche. Besonders sind die sozio-kulturellen und humanitären Leistungen der vielen sozial-caritativ tätigen Ordensgemeinschaften vom frühen Mittelalter bis ins neunzehnte und zwanzigste Jahrhundert hervorzuheben. Die sozial-caritative Diakonie der Kirche ist heute mehr denn je ein herausragender Beitrag zu einer humanen Gesellschaft.[4]

## 2. Die sozial-ethische Diakonie

Sobald die Kirche sich nach den ersten drei Jahrhunderten der Verfolgung frei entfalten konnte, stellte sich die Frage, wie sie nicht nur den Notleidenden helfen könnte (sozial-caritative Diakonie), sondern auch, wie jene Werte, soziale Strukturen und Tugenden aussehen sollten, die gemäß dem christlichen Menschenbild das gesellschaftliche Zusammenleben der Menschen prägen sollen. Dabei geht es um die Grundstrukturen der politischen Ordnung, des wirtschaftlichen Lebens, um die tragenden Säulen der Zivilgesellschaft, insbesondere um Ehe und Familie. Dazu finden sich bereits in den neutestamentlichen Schriften Grundaussagen, wie z. B. das 13. Kapitel des Römerbriefes, in dem Paulus die naturrechtlichen Grundlagen des Staates und die Verpflichtungen der Christen ihm gegenüber darlegt.

Nicht weniger deutlich zeigen sich in den neutestamentlichen Schriften die Konturen von Ehe und Familie in der Sicht des christlichen Glaubens im Kontext der damaligen stoischen Ethik (vgl. Eph. 5). Diese und andere Aussagen der Bibel können hier nicht weiter expliziert werden. Auch das seit dem frühen Mittelalter sich entwickelnde differenzierte Verhältnis von Kirche und Gesellschaft kann hier nicht weiter bedacht werden. Wir beschränken uns hier darauf, wie die sozial-ethische Diakonie der Kirche dazu beigetragen hat, die ethischen Grundlagen der rechtsstaatlichen Demokratie, einer sozialen Marktwirtschaft, des Lebens in Ehe und Familie sowie einer solidarischen Bürgergesellschaft unter modernen Verhältnissen zu definieren und zu beeinflussen. Dies soll nun genauer dargelegt werden. Wir orientieren uns dabei vor allem an den aktuellen Aussagen der beiden letzten Päpste Johannes Paul II. und Benedikt XVI..

### a) Die rechtsstaatliche Demokratie

Johannes Paul II. hat in seinem Leben unter zwei totalitären politischen Systemen gelebt und gelitten. Nicht zuletzt aus dieser Erfahrung sind seine Aussagen und Postulate zur politischen Ethik des Staates und der Demokratie entstanden. An der Spitze seiner politischen Ethik steht die Betonung des Prinzips des „Rechtsstaates“, „in dem das Gesetz und nicht die Willkür der Menschen herrscht.“ (Centesimus annus [CA] 44,1). Die Hauptaufgabe des demokratischen Verfassungsstaates bestehe im „Schutz der Freiheit“, wobei eine realistische Sicht der sozialen Natur des Menschen eine politische Ordnung erforderlich mache, in der „jede Macht von anderen Mächten und anderen Kompetenzbereichen ausgeglichen wird, die sie in ihren rechten Grenzen

halten“, wie dies durch die Gewaltenteilung erfolge. Ein politischer Totalitarismus lasse sich allerdings nur unter der Voraussetzung vermeiden, „dass ein objektives Kriterium für Gut und Böse außer dem Willen der Herrschenden anerkannt wird, das unter bestimmten Umständen auch dazu dienen kann, ihr Verhalten kritisch zu beurteilen“[5] (CA 45, 1). Nur wenn die Würde des Menschen dem Staat und allen seinen Gesetzen voraus liegt, ist der Mensch „Subjekt von Rechten, die niemand verletzen darf: Weder der einzelne, noch die Gruppe, die Klasse, die Nation oder der Staat. Auch die gesellschaftliche Mehrheit darf das nicht tun, indem sie gegen eine Minderheit vorgeht, sie ausgrenzt, sie unterdrückt, ausbeutet oder sie zu vernichten versucht“ (CA 44, 2).

Die Kirche „weiß das System der Demokratie zu schätzen“, eine „wahre Demokratie“ sei allerdings nur in einem Rechtsstaat und „auf der Grundlage einer richtigen Auffassung vom Menschen möglich“. Heute neige man dagegen „zu der Behauptung, der Agnostizismus und der skeptische Relativismus seien die Philosophie und die Grundhaltung, die den demokratischen politischen Formen entsprechen. Und alle, die überzeugt sind, die Wahrheit zu kennen, und an ihr festhalten, seien vom demokratischen Standpunkt her nicht vertrauenswürdig, weil sie nicht akzeptieren, dass die Wahrheit von der Mehrheit bestimmt werde. bzw. je nach dem unterschiedlichen politischen Gleichgewicht schwanke. Unter diesen Voraussetzungen ist es leicht möglich, dass Ideen und Überzeugungen ... für Machtzwecke missbraucht werden können. Eine Demokratie ohne Werte verwandelt sich ... leicht in einen offenen oder hinterhältigen Totalitarismus“ (CA 46, 2). Solcher Totalitarismus drohe dann, wenn man eine „Wahrheit über den Menschen“ im „objektiven Sinn“ verneine: „Wenn es keine transzendente Wahrheit gibt, der

gehorchend der Mensch zu seiner vollen Identität gelangt, gibt es kein sicheres Prinzip, das gerechte Beziehungen zwischen den Menschen gewährleistet. Dann triumphiert die Gewalt der Macht und jeder trachtet, ... ohne Rücksicht auf die Rechte des anderen sein Interesse und seine Meinung durchzusetzen. Die Wurzel des modernen Totalitarismus liegt also in der Verneinung der transzendenten Würde des Menschen, der sichtbares Abbild des unsichtbaren Gottes ist" (CA 44, 2). „Fanatismus oder Fundamentalismus" können auch von denen ausgehen, „die glauben, im Namen einer angeblichen wissenschaftlichen oder religiösen Ideologie den anderen Menschen ihre Auffassung von dem, was wahr und gut ist, aufzwingen zu können." Die „christliche Wahrheit" sei aber „nicht von dieser Art". Sie maße sich nicht an, „die bunte sozio-politische Wirklichkeit in ein strenges Schema einzuzwängen". Sie gebe also einem legitimen politischen Pluralismus Raum, denn gerade in der „transzendenten Würde der Person" sei die „Achtung der Freiheit" begründet (CA 46, 3).[6]

### b) Die soziale Marktwirtschaft

Im Bereich der Ordnungsethik der Wirtschaft besteht das wichtigstes Vermächtnis Johannes Paul II. darin, dass er das marxistische Vorurteil überwunden hat, es gäbe nur zwei Typen der wirtschaftlichen Ordnung, die „sozialistische" und die „kapitalistische". Der Papst fragt: „Kann man etwa sagen, dass nach dem Scheitern des Kommunismus der ‚Kapitalismus' das siegreiche Gesellschaftssystem sei und dass er das Ziel der Anstrengungen der Länder ist, die ihre Wirtschaft und ihre Gesellschaft neu aufzubauen versuchen?" (CA 42, 1). Die Antwort lautet: Das kommt

ganz darauf an, was man unter „Kapitalismus“ versteht: „Wird mit ‚Kapitalismus‘ ein Wirtschaftssystem bezeichnet, das die grundlegende positive Rolle des Unternehmens, des Marktes, des Privateigentums und der daraus folgenden Verantwortung für die Produktionsmittel, der freien Kreativität des Menschen im Bereich der Wirtschaft anerkennt, ist die Antwort sicher positiv“. Etwas später wird in Fortsetzung dieser Aussagen die „Aufgabe des Staates im Bereich der Wirtschaft“ präzise dargestellt: „Die Wirtschaft, insbesondere die Marktwirtschaft, kann sich nicht in einem institutionellen, rechtlichen und politischen Leerraum abspielen. Im Gegenteil, sie setzt die Sicherheit der individuellen Freiheit und des Eigentums sowie eine stabile Währung und leistungsfähige öffentliche Dienste voraus. Hauptaufgabe des Staates ist es darum, diese Sicherheit zu garantieren, so dass der, der arbeitet und produziert, die Fürchte seiner Arbeit genießen kann und sich angespornt fühlt, seine Arbeit effizient und redlich zu vollbringen“ (CA 48, 1). Er hat damit alle wesentliche Elemente genannt, die wir heute mit dem Begriff einer „Sozialen Marktwirtschaft“ verbinden. In diesem Zusammenhang entwickelt Johannes Paul II. auch eine Ethik des Gewinns (CA 35,3) und der Investition (CA 36,4).

Er weist aber auch darauf hin, dass der Begriff „Kapitalismus“ in einer anderen Variante vertreten werden kann: „Wird aber unter ‚Kapitalismus‘ ein System verstanden, in dem die wirtschaftliche Freiheit nicht in eine feste Rechtsordnung eingebunden ist, die sie in den Dienst der vollen menschlichen Freiheit stellt und sie als eine besondere Dimension dieser Freiheit mit ihrem ethischen und religiösen Mittelpunkt ansieht, dann ist die Antwort ebenso entschieden negativ“, d. h. ein solcher „Kapitalismus“ ist abzulehnen (CA 42, 2).

Damit unterscheidet der Papst die Theorie und Praxis einer sozialen Marktwirtschaft von einer „radikalen kapitalistischen Ideologie“, welche die Lösung der Probleme „einem blinden Glauben der freien Entfaltung der Marktkräfte überlässt“ (CA 42, 3)[7].

### c) Die Familie als „Sitz der Kultur des Lebens“

Die heutigen demographischen Trendberechnungen zeigen immer deutlicher, dass nicht nur Deutschland, sondern die Weltgesellschaft insgesamt keineswegs eine „Bevölkerungsexplosion“, sondern eine durch den Rückgang der Geburten und die Überalterung bedingte „Bevölkerungsimplosion“ zu erwarten hat. Es lässt sich außerdem nicht leugnen, dass die negativen Tendenzen einer „Erlebnis- und Spaßgesellschaft“, die vielfältig zu beobach-tenden Phänomene von Sinnverlust, die Anfälligkeit für die negativen Einwirkungen der modernen Massenmedien, zur wachsenden Labilität vieler Ehen, zum Rückgang der Bereitschaft für Kinder und zur Schwächung der Erziehungskraft der Familie führen. Johannes Paul II. sieht hier das wohl heikelste Problem für die Zukunftsfähigkeit vieler Gesellschaften und macht auf die unverzichtbaren Kulturleistungen der Familie aufmerksam. Dabei hält er drei Aspekte für besonders wichtig.

Die fundamentale Kulturleistung der Familie besteht in der „Erziehung zu den Grundwerten des menschlichen Lebens“ (Familiaris consortio [FC] 37). Im einzelnen sollen sich die Kinder nicht nur „ein Gespür für wahre Gerechtigkeit aneignen, die allein die Achtung der personalen Würde eines jeden Menschen gewährleistet, sondern auch und vor allem das Gespür für wahre Liebe als aufrichtige Sorge und selbstlosen Dienst für die anderen, besonders für die Ärmsten

und Bedürftigsten“ (FC 37,2). Insofern sei „die täglich erlebte und gelebte Gemeinschaft und Anteilnahme in Freud und Leid ... die konkreteste und wirksamste Schule für die aktive, verantwortliche und erfolgreiche Eingliederung der Kinder in den größeren Raum der Gesellschaft“ (ebd.). In der Familie „wachsen ja die Bürger heran, und dort finden sie auch ihre erste Schule für jene sozialen Tugenden, die das Leben und die Entwicklung der Gesellschaft von innen her tragen und gestalten“ (FC 42).

Die wohl eindrücklichsten Aussagen des Papstes zu den Kulturleistungen der Familie finden sich in seiner schon erwähnten Sozialenzyklika „Centesimus annus“ (1991). Dort sagt er uns: Die Familie ist jene Gemeinschaft, „in deren Schoß der Mensch die entscheidenden Anfangsgründe über die Wahrheit und das Gute empfängt, wo er lernt, was lieben und geliebt zu werden heißt und was es konkret besagt, Person zu sein“. Hier schaffe die „auf die Ehe gegründete Familie … eine Lebensatmosphäre“, in „der das Kind geboren werden und seine Fähigkeiten entfalten kann. Wo es sich seiner Würde bewusst wird und sich auf die Auseinandersetzung mit seinem einmaligen und unwiederholbaren Schicksal vorbereiten kann“ (CA 39,1). Im Gegensatz dazu lasse sich der Mensch heute oft „dazu verleiten, sich selbst und sein Leben als eine Folge von Sensationen zu betrachten, die es zu erleben gilt, und nicht als eine Aufgabe, die zu erfüllen ist“. Daraus entstehe „ein Mangel an Freiheit, der von der Verpflichtung, sich fest mit einem anderen Menschen zu verbinden und Kinder zu zeugen, zurückscheut oder dazu verleitet, Partner und Kinder als eines der vielen ‚Dinge‘ anzusehen, die man je nach eigenem Geschmack haben oder nicht haben kann und die mit anderen Möglichkeiten in Konkurrenz treten“ (CA 39,1).

In vielen Ansprachen, in denen der Papst das Thema Ehe

und Familie behandelt, wirbt er „für eine neue Kultur des menschlichen Lebens“, der eine „Kultur des Todes“ entgegenstehe. Eine Kultur des Todes entstehe vor allem durch die „weltweit verbreitete Abtreibung“, durch „die systematischen Kampagnen zur Geburtenkontrolle“, die aufgrund „eines absoluten Mangels an Respekt vor der Entscheidungsfreiheit der betroffenen Personen, diese oft einem unerträglichen Druck aussetzen, um sie für diese neue Form der Unterdrückung gefügig zu machen“ (CA 39,3). Die Familie müsse „wieder als das Heiligtum des Lebens angesehen werden ... Sie ist der Ort, an dem das Leben, Gabe Gottes, in angemessener Weise angenommen und gegen die vielfältigen Angriffe, denen es ausgesetzt ist, geschützt wird ... Gegen die sogenannte Kultur des Todes stellt die Familie den Sitz der Kultur des Lebens dar“ (CA 39, 2).

### d) Die solidarische Bürgergesellschaft

Eine ganze Reihe gravierender Probleme kommen mit der schon erwähnten „Überalterung“ der Gesellschaft auf uns zu: Einer wachsenden Zahl älterer, oft auch pflegebedürftiger Menschen, steht eine abnehmende Zahl derer gegenüber, die in „Brot und Arbeit“ stehen und die sowohl die Kinder als auch die ältere Generation zu versorgen haben. Für die Bewältigung der dabei aufkommenden Herausforderungen gibt es bisher keine geschichtliche Erfahrung. Klar aber ist, dass die damit zusammenhängenden Fragen nicht vom Markt und Staat allein gelöst werden können. Vielmehr verlangt dies den systematischen Ausbau einer solidarischen Bürgergesellschaft. Darauf haben die Päpste Johannes Paul II. und Benedikt XVI. geradezu prophetisch hingewiesen. Die „Logik des Marktes“, also das „Geben, um zu haben“ und

die „Logik des Staates“, also das „Geben aus Pflicht“, müsse „ergänzt werden“ durch einen „Markt der Unentgeltlichkeit und eine Haltung der Unentgeltlichkeit“, denn sowohl der Markt als auch die Politik brauchen „Menschen, die zur Hingabe aneinander bereit sind“ (CiV 39). Um die auf uns zukommenden Aufgaben zu bewältigen, ist z.B. eine längere Lebensarbeitszeit unumgänglich. Das gilt gerade auch im öffentlichen Sektor, auf den gewaltige Versorgungsleistungen zukommen. Dabei sollte man von der Mentalität des „im Gleichschritt Marsch!“ abkommen und zu differenzierten Übergängen gegen Ende des beruflichen Lebens gelangen.
Nicht nur aus diesem Grund ist ein systematischer Ausbau einer Bürgergesellschaft, in der viele ehrenamtlich Tätige ihre Dienste für das bereitstellen, was weder Staat noch Markt leisten können, unumgänglich. Der steigende Pflegebedarf z.B. lässt sich immer weniger rein „kommerziell“ decken. Hier liegt auch eine große Zukunftsaufgabe der gemeindlichen Caritas, denn die professionellen caritativen Einrichtungen können weder finanziell, noch personell die notwendigen Dienste allein tragen. Ohne die Mobilisierung der religiösen Ressourcen wird die humane Qualität einer zunehmend alternden Gesellschaft schwer zu gewährleisten sein.

## III. Die „Bausteine“ eines christlichen Humanismus

Wie schon eingangs erwähnt (Die ethische Architektur der Gesellschaft), entstehen Kulturen aus persönlichen Überzeugungen, die dann zu bestimmten Verhaltensweisen (Tugenden) und Formen des sozialen Zusammenlebens (Strukturen) führen. Welche humanitären Überzeugungen hat das christliche Menschenbild hervorgebracht? Welche humanitären Strukturen sind daraus geschichtlich entstanden?

Worin gründen die humanitären Überzeugungen und Strukturen einer Gesellschaft, die sich an einem christlichen Humanismus orientiert? Aus welchen „Bausteinen“ wurde die humane Gesellschaft der abendländisch-christlichen Kultur, die seit dem Beginn der Neuzeit auch Amerika, Australien und Teile Asiens, aber auch zunehmend die alten Kulturen weiter Teile Afrikas durchdrungen hat, erbaut? Worin bestehen die humanitären Überzeugungen und Strukturen dieser Kultur?

## 1. Humanitäre Überzeugungen

Eine Kultur ist in dem Maße christlicher als eine andere, je mehr sich die Menschen von folgenden fünf Überzeugungen leiten lassen:

- Dass wir „nicht das zufällige und sinnlose Produkt der Evolution“ sind. Vielmehr gilt: „Jeder von uns ist Frucht eines Gedankens Gottes.“ ... „Jeder ist von Gott gewollt, jeder ist geliebt, jeder ist gebraucht.“, wie Benedikt XVI. in seiner ersten Predigt als Papst gesagt hat.
- Dass jeder Mensch vom ersten Augenblick seiner Existenz bis zu seinem letzten Atemzug die gleiche, von Gott geschenkte Würde hat und entsprechend behandelt werden muss.
- Dass Gott, der Schöpfer, grundsätzlich allen Menschen genügend Einsicht des Verstandes und Kraft des Willens mit auf den Weg gegeben hat, so dass sie in der Lage sind sind, das Gute vom Bösen zu unterscheiden und ein Leben in Würde zu führen.
- Dass wir als fehlerhafte und (theologisch gesprochen) sündige Menschen damit rechnen müssen, dass sich

unsere eigene Vernunft blenden lässt „durch Macht und Interesse“. Deshalb bedarf die menschliche Vernunft der Reinigung durch den christlichen Glauben, wie dieser umgekehrt auch der Vernunft bedarf (vgl. Enzyklika „Deus caritas est 28“).

- Dass wir Menschen auf dieser Erde keine bleibende Stätte haben, sondern auf dem Weg sind („homo viator“) zur Schau Gottes in der Gemeinschaft der Heiligen und deshalb, um eine Oration zu zitieren, die zeitlichen Güter so gebrauchen müssen, dass wir die ewigen nicht verlieren.

## 2. Humanitäre Strukturen

Welche strukturellen Konsequenzen entstehen, wenn Menschen aus den genannten fünf christlichen Überzeugungen miteinander Gesellschaft bilden? Eine solche Gesellschaft wird strukturell um so humaner sein können:

- Je mehr Menschen die unauflösliche Ehe zwischen Mann und Frau und die damit verbundene Bereitschaft zur Weitergabe des Lebens in der Institution Ehe und Familie bejahen.
- Je mehr Eltern ihre Kinder selbst erziehen und auf ihre „einmalige Lebensaufgabe“ (Johannes Paul II., CA 39) vorbereiten, und diese Aufgabe nicht dem Staat oder den Massenmedien überlassen.
- Je unzweideutiger die Verfassung eines Staates und das politische Handeln die dem Staat vorgegebene Würde des Menschen und die damit verbundenen unveräußerlichen und universal gültigen Menschenrechte respektieren und auf dieser Grundlage Frieden, Freiheit und soziale Gerechtigkeit zu verwirklichen suchen.

- Je mehr Menschen sich bei ihren wirtschaftlichen Entscheidungen von dem Grundwert einer verantwortlich gebrauchten Freiheit leiten lassen; je mehr sie die Würde auch der einfachsten menschlichen Arbeit achten und die Bereitschaft aufbringen, ihren wirtschaftlichen Erfolg so zu gebrauchen, dass dadurch auch die Armen und Schwachen vor existentieller Not bewahrt werden können. Das entspricht strukturell dem Ordnungssystem einer Sozialen Marktwirtschaft.
- Je mehr politisches Handeln sowie die politischen und wirtschaftlichen Strukturen Ausdruck einer menschheitlichen Verantwortung sind und unbeschadet der Verantwortung jedes Staates für das nationale Gemeinwohl auch das universale Gemeinwohl beachten. Die gilt insbesondere für eine nachhaltige Friedens-, Entwicklungs- und Umweltpolitik.

Diese fünf habituellen und strukturellen Kriterien bilden den Maßstab, gemäß dem man, vom christlichen Menschenbild und den geschichtlichen Erfahrungen seiner Lebenspraxis ausgehend, eine humane Gesellschaft formen kann. Dass diese habituellen und strukturellen Kriterien entwickelt wurden, darin besteht – unabhängig davon, ob sie immer genügend beachtet wurden – der Beitrag der katholischen Moral- und Soziallehre zur humanen Gesellschaft.

## Abschließende Bemerkungen: „Ein Humanismus ohne Gott ist unmenschlich“

Kultur kann nur entstehen und bestehen, wenn die in ihr lebenden Menschen sich über die Grundwerte ihres Zusammenlebens einig sind, die zu ihrer Verwirklichung nötigen sozialen Strukturen bejahen und jenes Tugendethos

aufbringen, das sowohl die Werte bewahrt, als auch den Strukturen den nötigen Halt gibt. Ohne Werte, ihnen dienende soziale Strukturen und Tugenden hängt der gesamte soziotechnische Apparat in der Luft und ist von jenem „Wertrelativismus“ bedroht, den Benedikt XVI. schon in seiner Predigt beim Konklave 2005 beim Namen genannt hat.

1. Wie aber lassen sich jene Werte finden, in denen sich die „Wahrheit“ über den Menschen ausdrückt? Darauf antwortet der Papst in den ersten Sätzen seiner Enzyklika Caritas in Veritate: Der Mensch kann „sein Glück“ nur in der Weise finden, dass er „in den Plan einwilligt, den Gott für ihn hat, um ihn vollkommen zu verwirklichen: In diesem Plan findet er nämlich seine Wahrheit, und indem er dieser Wahrheit zustimmt, wird er frei“ (vgl. Joh. 8,22). Am Ende der Enzyklika kommt Benedikt nochmals mit großer Deutlichkeit auf dieses theologisches Fundament zu sprechen: „Ohne Gott weiß der Mensch nicht, wohin er gehen soll, und vermag nicht einmal zu begreifen, wer er ist [...]. Die große Kraft im Dienst der Entwicklung ist daher ein christlicher Humanismus [...]. Die Verfügbarkeit gegenüber Gott öffnet uns zur Verfügbarkeit gegenüber den Brüdern und gegenüber einem Leben, das als solidarische und frohe Aufgabe verstanden wird. Umgekehrt stellen die ideologische Verschlossenheit gegenüber Gott und der Atheismus der Gleichgültigkeit, die den Schöpfer vergessen und Gefahr laufen, auch die menschlichen Werte zu vergessen, heute die größten Hindernisse für die Entwicklung dar. Der Humanismus, der Gott ausschließt, ist ein unmenschlicher Humanismus“ (78). Ganz in diesem Sinn stellt Benedikt XVI. fest, man habe „oft gemeint, die Schaffung von Institutionen genüge, um der Menschheit die Erfüllung ihres Rechtes auf Entwicklung zu gewährleisten“.

Man habe auf Strukturen „ein übertriebenes Vertrauen" gesetzt, „so als könnten sie das ersehnte Ziel automatisch erlangen". In Wirklichkeit aber „reichen die Institutionen allein nicht aus, denn die ganzheitliche Entwicklung des Menschen ist vor allem Berufung und verlangt folglich von allen eine freie und solidarische Übernahme von Verantwortung", also ein entsprechendes Tugendethos. Dies aber erfordere „eine transzendente Sicht der Person, sie braucht Gott: Ohne ihn wird die Entwicklung entweder verweigert oder einzig der Hand des Menschen anvertraut, der in die Anmaßung der Selbst-Erlösung fällt und schließlich eine entmenschlichte Entwicklung fördert", noch deutlicher: „Ohne die Aussicht auf ein ewiges Leben fehlt dem menschlichen Fortschritt in dieser Welt der große Atem" (CiV 11).

2. Es geht um den Beitrag der „katholischen Moral- und Soziallehre zur humanen Gesellschaft." Ist dieser Beitrag, dessen Inhalt wir systematisch aufzuzeigen suchten, auch historisch aufzuweisen? Darauf kann man mit der Frage antworten: Ist es ein Zufall, dass es keine andere große Kultur der Welt gibt, in der von der gottgegebenen Würde des Menschen und den damit verbundenen unveräußerlichem Rechten und Pflichten die gesamte politische, wirtschaftliche, familiäre und soziale Ordnung in ähnlicher Weise geprägt ist, wie dies in der biblisch-christlichen Kultur des Abendlandes der Fall ist? Der Heidelberger Staatsrechtslehrer und ehemaliger Verfassungsrichter Paul Kirchhof hat dies einmal so auf den Punkt gebracht: „Die Imago-Dei-Lehre enthält den radikalsten Freiheits- und Gleichheitssatz der Rechtsgeschichte."[8] Die Gottebenbildlichkeit des Menschen findet ihre Vollendung darin, dass Gott, der Sohn, Mensch geworden und so „in allem uns gleich geworden ist, außer der Sünde", und dass er von sich sagt: Was ihr einem dieser

geringsten meiner Brüder (und Schwestern) getan oder nicht getan habt, das habt ihr mir getan oder verweigert (vgl. Mt 25). Es gibt keine andere große Religion der Menschheit, die eine ähnliche Begründung einer humanen Gesellschaft entwickelt hat, wie dies im Christentum auf der Grundlage des biblisch- christlichen Menschenbildes geschehen ist. Dies gilt unbeschadet der Tatsache, dass im Laufe dieser Geschichte im Einzelfall auch gegen dieses Menschenbild und seine Forderungen verstoßen wurde.

Zu dem gelegentlich gemachten Einwand, die Überzeugung von der Würde und von den Rechten der Menschen sei nicht durch das Christentum, sondern durch die „Aufklärung" in die Welt gekommen, sagte Kardinal Joseph Ratzinger in seiner Rede vom 1. April 2005, unmittelbar vor seiner Wahl zum Papst: Europa habe „seit der Renaissance und auf vollkommene Weise seit der Aufklärung gerade jene wissenschaftliche Rationalität mitentwickelt", dank deren „technischer Kultur ... die ganze Welt geprägt" worden sei. Obwohl die so ermöglichte Entfaltung des Menschen ihre Wurzeln zutiefst im christlichen Menschenbild hat, gerät dieses mehr in Vergessenheit. Es habe sich „in Europa eine Kultur entwickelt, die Gott auf eine der Menschheit bislang unbekannte Weise aus dem öffentlichen Bewusstsein ausschließt". Angesichts des hier vorherrschenden politischen Relativismus stehe Europa heute „nicht nur zum Christentum, sondern zu allen religiösen und moralischen Traditionen der Welt in einem radikalen Widerspruch." Die Muslime etwa „finden sich nicht von der Grundlage unserer christlichen Moral bedroht, sondern vom Zynismus einer säkularisierten Kultur, welche die eigenen Grundlagen leugnet."[9]

Damit wird auch klar: Will die katholische Moral- und Soziallehre heute und in Zukunft ihren Beitrag zur humanen

Gesellschaft leisten, dann gibt es für die Kirche und das Christentum nichts Wichtigeres, als den biblisch-christlichen Gottesglauben als das Fundament dieser Kultur zu bezeugen und seine humanitären Konsequenzen deutlich zu machen.

---

Anmerkungen

1 Vgl. Benedikt XVI., Die Ökologie des Menschen. Die großen Reden des Papstes, München 2012 (Ansprache im Berliner Reichstagsgebäude am 22. September 2011, 26-34).
2 Vgl. Walter Waldstein, Ins Herz geschrieben. Das Naturrecht als Fundament einer menschlichen Gesellschaft, Augsburg 2010.
3 Vgl. Joseph Ratzinger, Die christliche Brüderlichkeit, München 2006.
4 Vgl. dazu z.B. Peter Klasvogt / Heinrich Pompey (Hg.), Liebe bewegt – und verändert die Welt, Paderborn 2008.
5 S. dazu Nikolaus Monzel, Die katholische Kirche in der Sozialgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, München 1980.
6 S. dazu ausführlich Karl Jüsten, Ethik und Ethos der Demokratie, (Abhandlungen zur Sozialethik, hrsg. v. Anton Rauscher und Lothar Roos, Bd. 43) Paderborn 1999.
7 Vgl. auch Lothar Roos, Markt und Moral in den Sozialenzykliken, in: Die neue Ordnung, Jg. 66 1/2012, S. 22-32.
8 Paul Kirchhof, Auf christlichem Nährboden, in: Rheinischer Merkur vom 07. April 2000, Nr. 14, S. 8.
9 Hier zitiert nach „Medizin und Ideologie“ 2005, Nr. 3, S. 19f.

Literatur:

Anton Rauscher, Das christliche Menschenbild, in: Handbuch der Katholischen Soziallehre, hrsg. von Anton Rauscher in Verbindung mit Jörg Althammer Wolfgang Bergsdorf Otto Depenheuer, Berlin 2008,

S. 3-24.
Ders., Die soziale Natur des Menschen, ebd., S. 25-41.
Lothar Roos, Brauchen wir eine „Leitkultur“?, Reihe „Kirche und Gesellschaft“ Nr. 278, hrsg. von der Katholischen Sozialwissenschaftlichen Zentralstelle Mönchengladbach, Köln 2001.
Ders., Es geht um die Würde des Menschen. Zum sozialethischen Vermächtnis von Johannes Paul II., ebd. Nr. 321, Köln 2005.
Ders., „Was allen Menschen wesensgemäß ist“. Das moralische Naturgesetz bei Papst Benedikt XVI., ebd. Nr. 330, Köln 2006
Ders., Menschen, Märkte und Moral. Die Botschaft der Enzyklika „Caritas in veritate“, ebd. Nr. 362, Köln 2009.
Ders., Naturrecht und Offenbarung in der Sozialverkündigung Benedikt XVI., ebd. Nr. 401, Köln 2013
[Die Hefte der Reihe „Kirche und Gesellschaft“ können zum Einzelpreis von €1,50 unter folgender Adresse bezogen werden: Katholische Sozialwissenschaftliche Zentralstelle, Brandenberger Straße 33, 41065 Mönchengladbach]

# Die Kirche und das Reich Gottes

*Anton Ziegenaus*

Der Evangelist Markus, der nicht wie Matthäus und Lukas bei den Ereignissen um die Kindheit Jesu beginnt, sondern mit dem öffentlichen Auftreten, setzt an den Anfang des öffentlichen Wirkens Jesu die Worte: „Die Zeit ist erfüllt, und genaht hat sich das Reich Gottes; bekehret euch und glaubt an das Reich Gottes“ (Mk 1,15). Im ähnlichen Sinn hat Jesus nach Mt 10,7 die Jünger mit dem Auftrag ausgesendet, zu verkünden, dass das Reich Gottes nahe ist. Wer diesen Einstieg bei Markus und die Weiterentwicklung seiner Bewegung in der zweitausend Jahre alten Kirche bedenkt, könnte sich an das Wort Loisys erinnern: „Jesus predigte das Reich Gottes, gekommen ist die Kirche“[1].

## Ein hoher Anspruch an die Kirche

Loisy hat diese Bemerkung nicht in einem kirchenkritischen oder antikirchlichen Sinn gemeint. Er wollte damit nur feststellen, dass sich das hohe Ideal, etwa der Bergpredigt, nicht durchhalten ließ und auf ein sozusagen lebbares Maß zurechtgestutzt werden konnte; und das ist die „gekommene Kirche“.

Dass aber die Kirche Reich Gottes bei verminderten Anforderungen sei, kann mit dem Hinweis widerlegt werden, dass keine der hohen Ansprüche in der Kirche aufgegeben sind. Sowohl – um einige Beispiele zu bringen – das Verbot

der Wiederheirat bei Lebzeiten eines Partners als auch die Verpflichtung zum Bekenntnis bis aufs Blut, das Martyrium, und auch das Gebot der Feindesliebe wurden nicht gestrichen. Insofern gibt es Gemeinsamkeiten und Überschneidungen zwischen Kirche und Reich Gottes.

## 1. Was ist unter Reich Gottes zu verstehen

Das Reich Gottes – im Matthäusevangelium heißt es „Himmelreich" – meint alle jene, die der Herrschaft Gottes unterstehen. Das Himmelreich ist nicht ein Reich, das im Himmel ist, sondern die Herrschaft dessen, der im Himmel ist.[2] Das Gottesreich ist schon für die Juden im Alten Testament eine endzeitliche Größe, die Gott selbst herbeiführen wird. „Der Tag Jahwes", ein Gerichtstag, soll die Gottesherrschaft bringen. Die Juden beteten im Synagogengottesdienst: „Gott bringe zur Herrschaft sein Königtum bei eurem Leben und in euren Tagen und beim Leben des ganzen Hauses Israel in Eile und in naher Zeit."

Jesu Lehre vom Gottesreich kann nur auf diesem jüdischen Hintergrund verstanden werden. Es ist zukünftig, endgültig, eine der gegenwärtigen Weltzeit entgegengesetzte Ordnung, in der „Gott alles in allem" (1 Kor 15,28) sein wird. Das Gottesreich wird zwar in vielen Gleichnissen als Erfüllung des menschlichen Glückstrebens geschildert, aber nicht näherhin beschrieben. Der Gefahr einer sensualistischen, hedonistischen und orgiastischen Vorstellung, wie sie in der Kirchengeschichte im Rahmen des Chiliasmus gelegentlich vorkam, wird dabei vermieden. Die sittliche Vollendung, die nach dem Gericht und nach der Auferstehung eingetreten ist, wird dazu führen, dass viele Heiden mit Abraham Isaak und Jakob zu Tische sitzen werden, aber die „Söhne des Reiches"

draußen bleiben (vgl. Mt 8,11ff, 21,43; Mk 4,10ff). Um dieses Reich zu gewinnen, muss der Mensch alles Übrige hinzugeben bereit sein; es ist wie der Schatz im Acker (Mt 13,44ff).
Obwohl das Gottesreich zukünftig ist, wird gelegentlich von seiner Gegenwärtigkeit gesprochen. Diese Gegenwärtigkeit zeigt sich in den Dämonenaustreibungen, in denen „der Herrscher dieser Welt“ (Lk 11,20f; 10,18; Mk 3,24ff, Mt 4,9f) hinausgeworfen wird. Der „Widersacher“ wird entmachtet sein (vgl. 2 Thess 2,4ff). Das Reich Gottes wird als gegenwärtig, aber verborgen bezeichnet, wenn Jesus sagt: „Das Reich Gottes kommt nicht so, dass man es an äußeren Zeichen erkennen könnte. Man kann auch nicht sagen: Seht, hier ist es! oder: Dort ist es! Denn: Das Reich Gottes ist (schon) mitten unter euch“ (Lk 17,20f).

## 2. Die Kirche: Auf dem Weg

Nach dem schon gehörten Wort Loisys: Jesus predigte das Reich Gottes und gekommen ist die Kirche, hat Jesus eigentlich die Kirche nicht intendiert. Die Kirche hat sich so im Anschluss an Jesu Ideen entwickelt, wurde aber nicht von ihm gestiftet. Loisy war ein sog. Modernist, d.h. die konkrete Kirche ist ein Gemächte der Geschichte.
Auch H. Küng zufolge ist die Kirche „nicht von Jesus gegründet, sondern in Berufung auf ihn als den Gekreuzigten und doch Lebenden entstanden“[3]. Der Gedanke, die Kirche sei nur eine Verwirklichung nach Ideen Jesu, nicht aber seine Stiftung findet sich häufig in der neuzeitlichen Theologie. Anlass zur festen Ausstrukturierung der Kirche mit sichtbaren Sakramenten und hierarchischer Ordnung sei die Parusieverzögerung gewesen, d.h. infolge der ausgebliebenen

Naherwartung habe man erkannt, dass man hier, auf dieser Welt feste Strukturen brauche.
Deshalb muss die Frage geklärt werden, ob die Kirche einem Stiftungswillen Christi entsprungen ist. Bibelfesten Christen dürfte hier Mt 16,18 einfallen: „Du bist Petrus, der Fels, und auf diesen Felsen werde ich meine Kirche bauen.“ Freilich kann dagegen sofort eingewandt werden, dass das frühere Evangelium bei dieser Begebenheit (Mk 8,27-30) die Ekklesia, die Kirche nicht erwähnt. Ist also die Kirche doch nur eine Folge der faszinierenden und inspirierenden Wirkung Jesu auf die Jünger?
Wer nach kirchenbegründenden Maßnahmen Jesu fragt, muss aber bedenken, dass nicht beim irdischen Jesus ein komplettes Kirchenbild gesucht werden kann. Der irdische Jesus, d.h. ohne Tod und Auferstehung, ist nämlich nicht der ganze Christus, ebenso sind ohne Tod und Auferstehung die Sakramente nicht zu erklären, denn die Taufe als Gleichbildung mit Tod und Auferstehung (vgl. Röm 6,4; Kol 2,12) ist erst nach Ostern verstehbar. Wir können erst nach Ostern und Pfingsten eine voll ausgestaltete Kirche mit den Sakramenten und ihren Strukturen erwarten.
Doch hat Jesus an eine Kirche gedacht, und zwar schon vor Ostern. Darauf weisen kirchenbildende Elemente hin. Als solches ist der Zwölferkreis zu nennen, der vom irdischen Jesus eingesetzt wurde. Später wurde der die zwölf Stämme Israels symbolisierende Kreis bedeutungslos, wie man daraus ersehen kann, dass anfänglich für Judas noch ein Ersatz erwählt wurde, später aber, nach dem Tod des Jakobus d. Älteren (Apg 12,2) nicht mehr. Für die Einsetzung des Zwölferkreises durch den irdischen Jesus spricht auch die Aufnahme des Judas Iskariot, denn nach Ostern hätte man kaum eine solche personalpolitische Entscheidung Jesus zugeschrieben. Der

Zwölferkreis ist schon im Auferstehungsbericht (1 Kor 15,3) eine feste Größe. Zu den Zwölf gehörte ferner Petrus. Sein tatsächlicher Vorrang gehört auch zu den kirchenbildenden Elementen.
Für die Christen stand ferner fest, dass sie bei jeder Eucharistiefeier dasselbe tun, was Jesus „in der Nacht, in der er ausgeliefert wurde", getan hat (vgl. 1 Kor 11,23ff; Mk 14,22ff; Mt 26,26; Lk 22,14ff). So besteht eine Kontinuität vom Tun des irdischen Jesus zur nachösterlichen Feier der Kirche.
Das Verhältnis Kirche – Gottesreich lässt sich anhand des ersten Korintherbriefes aufzeigen. Wie war die Situation in Korinth? Die Gemeinde war durch Parteiungen und Klassendünkel gespalten, die sogar die eucharistische Feier vergifteten (vgl. 1 Kor 11,17ff, 10,21f). Rechtshändel wurden vor heidnischen Richtern ausgetragen. Ohne Bedenken nahmen manche am Serapiskult und an der Eucharistie teil „Großzügig" ignorierte man sittliche Missstände, etwa das Zusammenleben eines Mannes mit der Frau seines Vaters (5,1-13). Andere trennten sich von ihrem Ehepartner, um wieder zu heiraten (7,5-16). Bei den Zusammenkünften der Gemeinde drängten sich einzelne mit ihrem besonderen Charisma wichtigtuerisch hervor.
Die Wurzel für diese Entgleisungen sieht Paulus in der bedenklichen Auffassung der Korinther, aufgrund von Taufe und Charisma bereits im messianischen Endzustand, in der nicht mehr zu erschütternden neuen Schöpfung zu sein, m. a. W.: im Gottesreich. Die allgemeine Auferstehung, die nicht die leibliche Auferstehung bedeute, sei schon erfolgt und besage das Leben im Bewusstsein der geistigen Überlegenheit, da man doch schon in der Gemeinschaft mit den Engeln (Charisma der Engelsprache!) lebe und die

Geheimnisse Gottes kenne. Im individualistischen Gefühl der Überlegenheit zerfiel die Gemeinde in Cliquen. Die Missstände hielt man für belanglos; ein Endgericht sei nicht mehr zu befürchten[4]. Auch die Sünde konnte das Überlegenheitsgefühl der „Charismatiker“ nicht mehr stören. „Alles ist mir erlaubt“ (6.12), sagten sie, und hielten es für unerheblich, ob jemand mit der Frau seines Vaters zusammenlebt, ein anderer sich scheiden lässt und wieder heiratet (7,10), am Serapiskult teilnimmt, der ängstliche Bruder Ärgernis nimmt und manche beim Sättigungsmahl anlässlich der Eucharistiefeier hungern.

Paulus berichtigt das Missverständnis, bereits in der eschatologischen Endzeit zu leben. Die Kirche ist nicht das vollendete messianische Gottesreich, aber auch nicht völlig davon verschieden. Das Geheimnis der Kirche liegt darin, dass sie noch nicht ist, was sie bereits ist, dass sie auf dem Weg zu dem ist, was sie bereits schon ist. Sie ist bereits „neue Schöpfung“ (vgl. 1 Kor 5,7; 2 Kor 5,17), „Volksversammlung Gottes“ (1 Kor 1,2; 2 Kor 1,1); ein Leib, der zwar verschiedene Glieder hat, aber in Christus eins ist (1 Kor 10,16f), „Tempel des Heiligen Geistes“ (3,16f; 6,19). Die Korinther sind „Heilige“ (1,2; 26,15; 2 Kor 1,1).

Die Korinther haben sich also nicht ganz zu Unrecht als vollendete Heilsgemeinde verstanden, aber – hier korrigiert sie Paulus – sie sind es noch nicht endgültig. Es stehen nämlich noch aus die Wiederkunft Christi, die Auferstehung im realistischen Sinn, d.h. Auferstehung aus dem Grab, und das damit verbundene Gericht. Deshalb erinnert der Apostel die Korinther, dass sie in der Eucharistie den Tod des Herrn verkünden, bis er wiederkommt und der einzelne sich bei unwürdiger Teilnahme das Gericht essen und trinken kann (11,26ff). Ebenso verlangt Paulus autoritativ,

den Unzuchtssünder auszuschließen, damit er umkehrt und am Tag des Herrn gerettet wird. „Ungerechte werden das Reich Gottes nicht erben“ (vgl. 5,5-12). Warnend gibt der Apostel zu bedenken, dass Gott an den meisten seines Volkes kein Wohlgefallen hatte und sie deshalb in der Wüste umgekommen sind. Man soll also nicht meinen, den Preis schon zu besitzen, sondern so laufen, dass man ihn erlangt (9,24ff). Die Kirche ist also heilig und in Lebensgemeinschaft mit dem trinitarischen Gott, aber das Heil der Heiligen ist noch nicht endgültig gesichert.

„Reich Gottes“ ist die völlige Herrschaft Gottes, „Kirche“ ist das „Schon und Noch-Nicht“ seiner Herrschaft. Dieses zeigt sich im „Schon“ der Verkündigung des Todes, der Auferstehung und der κυριοτης, Jesu Christi und dem „Noch-Nicht“ seiner sichtbaren und machtvollen Wiederkunft, der allgemeinen Auferstehung der Entmachtung des Todes und des Gerichtes. Die Kirche ist christozentrisch.

Das Reich Gottes ist verwirklicht in Jesus Christus, den Origenes die αυτοβασιλεια nennt, er ist die Herrschaft Gottes in Person, sie ist in seiner Person verwirklicht. Da aber die Herrschaft Gottes in der Kirche nicht voll verwirklicht ist, erhält die Liebe, von der Paulus in 1 Kor 13 spricht, eine spezifische, von Christus hergeleitete Prägung. Sie ist keine enthusiastische Euphorik – „Wenn ich mit der Zunge des Menschen wie ein Engel rede ..., Prophetengabe besitze, alle Geheimnisse weiß ... Berge versetze, doch Liebe nicht habe“. Die „Liebe übt Nachsicht, handelt in Güte, erträgt alles, glaubt alles, hofft alles, duldet alles“. Diese Liebe leitet sich her von Jesus Christus, der alles erträgt. Die Liebe ist Kennzeichen und Auftrag der Kirche in dieser Weltzeit, in der das Reich Gottes noch nicht verwirklicht ist, d.h. „schon“ in der Person Jesu Christi.

## 3. Reich Gottes angesichts des Kreuzestodes

Reich Gottes heißt Herrschaft Gottes über Sünde, Tod und Teufel. In der Dämonenaustreibung, in der Auferstehung und in der Liebe Gottes ist diese Herrschaft in der Person Jesu Christi Wirklichkeit geworden. Aber ist zwischen der Herrschaft Gottes und seinem Hinauswurfe – so muss man die Kreuzigung Christi verstehen - nicht ein unüberwindlicher Widerspruch. „Das Licht leuchtet in der Finsternis, aber die Finsternis hat es nicht ergriffen“ (Joh 1,5). Wie ist der Reich-Gottes-Gedanke, den Jesus verkündete, mit seinem Kreuzestod zu vereinbaren? In der Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts wurde diese Frage heftig diskutiert, vor allem die Frage: Wie konnte Jesus seine Ankündigung mit dem bitteren Ende widerspruchsfrei vereinbaren?

Wer unter „Reich Gottes“ nur ein politisches Reich und Jesus nur als politischen Rebell gegen die Römer versteht, hat mit dem Kreuzestod kein besonderes Problem; er wäre nur politisch-militärisch gescheitert. Wer aber das Reich Gottes mit einer religiösen Messiasvorstellung verbindet, muss die Sendung Jesu mit seinem Kreuzestod zusammenschauen können. Nach Albert Schweitzer[5] war Jesus ein Vertreter der konsequent-eschatologischen Richtung. Jesu Vorstellungen über Parusie und Verherrlichung seien allerdings unklar gewesen: Er habe wohl an ein baldiges Ende des irdischen Äons gedacht, aber später, bei der Schilderung der eschatologischen Drangsale und Leidensweissagungen habe er erkannt, seiner Verherrlichung müsse eine große Not vorausgehen. Jedoch die Parusie, d.h. das Kommen des Gottesreiches, trat nicht ein. Schließlich sei sich Jesus bewusst geworden, dass das Reich Gottes nicht kommen könne, ehe die auf der Welt lastende Schuld getilgt sei, und dass er selbst

leiden müsse. Jedoch auch dann blieb die Parusie aus. Jesus, so resümiert Schweitzer seine konsequent-eschatologische Sicht, sei einem fundamentalen Irrtum erlegen. Schweitzer gab die Theologie auf und ging als Arzt in den Urwald.
Nun soll Loisys These aufgegriffen, aber so zu Ende gedacht werden, dass auch Jesu Tod als heilbringend integriert ist: Tatsächlich steht am Anfang von Jesu Wirken die Verkündigung des Reiches Gottes, dessen Kommen allerdings an eine Bedingung geknüpft wird: die Bekehrung. Nun zeigte sich, dass Jesus trotz des großen Zulaufs der Menge und des großartigen Anfangs mit seinem Ruf zum Glauben und zur Umkehr auf taube Ohren gestoßen ist. Das Volk schien mehr an Sensationen interessiert, die religiöse Führung hielt seine Verkündigung für ketzerisch und bedenklich. Hier ist gerade Jesu gehorsames Sterben eine aus seiner Sendung kommende, bewusste aktive Eröffnung des Menschen auf Gott hin und eine Eröffnung Gottes auf den Menschen hin. Dieses Offensein war durch die Sünde und durch die Ablehnung Jesu unterbrochen worden. Jesus hat in seiner aktiven doppelten Offenheit mittlerisch die Sünde überwunden und heilseffizient gewirkt.
Nach der Abkehr der Massen und der Verwerfung durch die Führer des Volkes, nach der Verweigerung gegenüber dem Ruf zur Umkehr handelt Jesus stellvertretend. Er übernimmt einerseits in Fortführung seiner Sendung persönlich in Stellvertretung das, was Israel hätte tun sollen, nämlich die restlose Zuwendung zu Gott, andererseits vergegenwärtigt er persönlich die Zuwendung Gottes zu den Menschen. Diese Absicht der stellvertretenden Hingabe hat Jesus, so Schürmann, den Zwölf in dem Mahl am Abend vor seinem Leiden angezeigt. Die Abendmahlshandlungen (mit der Anzeige der Hingabe und der Heilsgabe) deutet Schürmann

als eschatologische Erfüllungszeichen. Die angekündigte Herrschaft Gottes wurde in Jesus selbst in der Form der doppelten Proexistenz verwirklicht. Schürmann stimmt hier völlig mit Origenes überein, der Jesus die αυτοβασιλεια genannt hat, d.h. der in seiner Person die Herrschaft Gottes bereits verwirklicht.

Schürmanns Darlegungen lassen von Jesus her keinen Bruch zwischen der Reich-Gottes-Verkündigung und dem heilbringenden Tod Jesu aufkommen. Freilich muss dann die Vorstellung - sollte sie sich bei jemand gebildet haben - Jesus hätte erst aufgrund der Erfahrung von der Verwirklichung des Reiches Gottes schon in dieser Geschichte Abstand genommen, gerade im Hinblick auf die Präexistenz des Sohnes zurückgewiesen werden: Menschen machen im Verlauf der Zeit ihre Erfahrungen, aber nicht der Vater, der den eigenen Sohn hingibt. Der Heilsratschluss stand schon „von Grundlegung der Welt“ (Eph 1,3-14) fest.

Abschließend können wir festhalten: Das Wort Loisys, Jesus verkündete das Reich Gottes und gekommen ist die Kirche, trifft nicht zu, weil mit Jesus, dem Haupt der Kirche, das Reich Gottes da ist. Dieses Wort trifft insofern aber zu als „Kirche“ nicht „Reich Gottes“ ist. Dieser Unterschied wird klar im ersten Kapitel der Apostelgeschichte, dem Buch, das von der Kirche handelt: Jesus spricht von der Taufe „und dem Heiligen Geist“ (1,5). Die Jünger verbinden die Geistsendung mit dem Beginn des messianischen Reiches (vgl. Jes 44,3; 32,15; Ez 11,19, 36,26ff; Joel 3,11); danach ist der Geist eine endzeitliche Gabe. Sie fragen deshalb, ob Jesus das „Königtum“ in dieser Zeit wieder aufrichten werde (1,6). Jesus lehnt eine Antwort ab. Denn diese Stunde zu wissen, bleibt dem Vater vorbehalten (1,7); er unterscheidet also zwischen der bald eintretenden Geistsendung als Beginn der

Zeit der Kirche vom Kommen des Reiches Gottes.[6] Kirche ist nicht Reich Gottes!

Hier stellt sich aber noch eine Frage: Wie schon Apg 1,6ff, aber besonders klar 1 Thess 4,15ff und 1 Kor 15,51ff zeigen, erwartete die frühe Christenheit noch in diesem Leben die Wiederkunft Christi. Sie hatte für diese Annahme kein Wort des Herrn. Sie gab sich jedoch einem gewissen Triumphalismus hin, dass der Herr sich bald der feindlichen Welt zeigen werde als der, der er wirklich ist. „Maranatha – komm Herr", betete die Urkirche. Es komme Gnade und es vergehe die Welt, wird in der Didache (10,6) gebetet. Können wir heute noch so beten? Hat nicht nur der einzelne Christ, sondern auch die christliche Botschaft einen Weltauftrag zu erfüllen? Und wäre der Aufwand Gottes, von der Menschwerdung des Sohnes bis zur Kreuzigung. d.h. die Hingabe des eigenen Sohnes (vgl. Röm 8,32) nicht zu hoch, wenn schon um 55 die Wiederkunft Christi stattgefunden hätte? Die Auseinandersetzung um die Verchristlichung der Welt und die Missionierung fordert offensichtlich einen längeren Zeitansatz bis zur Wiederkunft, d.h. aber auch mehr Liebe im Sinn von 1 Kor 13.

---

Anmerkungen

1 A. Loisy, Evangelium und Kirche, München 1909, 112f.
2 Vgl. J. Schmid, Das Evangelium nach Markus, Regensburg 1958, 31ff.
3 H. Küng, Christ sein, München 1974, 468.
4 Vgl. H. Schlier, Über das Hauptanliegen des 1. Briefes an die Korinther: Die Zeit der Kirche, Freiburg u.a. 1956, 147ff.
5 Vgl. A. Ziegenaus, Jesus Christus. Die Fülle des Heils, Aachen 2000, 21 (Kath. Dogmatik, 21).
6 Vgl. L. Scheffczyk - A. Ziegenaus, Katholische Dogmatik IV, 302.

# Predigten

# Das Wirken des Heiligen Geistes

## *Predigt während der heiligen Messe zu Ehren des Hl. Geistes zur Eröffnung der Theologischen Sommerakademie in St. Ulrich und Afra am 04.09.2013*

*Harald Heinrich*

Liebe Mitbrüder, liebe Schwestern und Brüder im Herrn!

Umfragen bringen manchmal Erstaunliches zu Tage. Ostern und Weihnachten – kein Problem, da kann offensichtlich so ziemlich jeder, auch wenn er nicht Christ ist, sagen, was es damit auf sich hat. Aber was feiern wir an Pfingsten? Da schaut die Wirklichkeit in unserem Land ziemlich ernüchternd – kühl aus. Nach einer Emnid-Umfrage gaben 59 % an: keine Ahnung. 17 % glaubten, sie hätten eine Ahnung, hatten aber doch keine. Und jetzt kommt's noch besser: 88 % der unter 29jährigen wussten mit Pfingsten auch nichts anzufangen. Entwickeln wir uns in Sachen Religion in Deutschland immer mehr zu einem Tal der Ahnungslosen? Und es ist dann auch kein Trost, dass es woanders auch nicht viel besser ist.
Es geht auch heute Abend nicht darum, in eine leider viel zu verbreitete Haltung des Jammerns und der Resignation zu verfallen oder diese gar zu befördern. Allerdings bin ich auch nicht dafür, die Augen vor der Wirklichkeit zu verschließen insbesondere, wenn es um die für die Kirche

überlebenswichtige Frage nach der Weitergabe des Glaubens geht. Dass es hier offenkundig ziemliche Defizite gibt, macht nicht nur diese Umfrage mehr als deutlich.
Werfen wir einen Blick auf die uns allen vertraute Lesung aus der Apostelgeschichte. Was wird uns da berichtet? Wir nennen es das Sprachenwunder „Jeder hörte sie in seiner Sprache reden...“ Hier wird angeknüpft an die Urgeschichte der Menschheit. Das Pfingstereignis verweist uns auf den Turmbau von Babel. Da versuchten Menschen aus eigener Macht eine Verbindung zwischen Himmel und Erde zu schaffen und bauten diesen Turm. Die Folge war die Sprachverwirrung, d.h. Zerstörung. An Pfingsten geschieht diese Verbindung von Himmel und Erde, nach der sich die Menschen sehnen. Sie kommt sozusagen von „oben“: Gott selbst verbindet den Himmel und die Erde durch seinen Sohn Jesus Christus, durch sein Leben, seinen Tod und seine Auferstehung. Ja, Christus ist damit diese Verbindung, der Weg selbst zwischen Himmel und Erde für uns geworden. Und was geschieht nun? Das Wunder des Verstehens. Der Geist Gottes – der Heilige Geist kommt auf sie herab. Plötzlich werden die Zeugen der großen Taten Gottes von allen verstanden und alle können begreifen: Hier ist wirklich Gott am Werk.
Das Wunder, dass Menschen die Botschaft des Evangeliums verstehen, das ist auch die Geburtsstunde der Kirche. Die Kirche hat den Auftrag, in der Kraft des Heiligen Geistes immer neu die Sprache zu finden und zu sprechen, die alle verstehen können, eine Sprache, die den Weg in die Herzen der Menschen findet. Allerdings unterliegen da manche einem Missverständnis: Manche glauben mit dem Anspruch, die Botschaft in der Sprache der Zeit zu verkünden, geht auch eine Veränderung der Inhalte einher. Plötzlich heißt es

dann, Begriffe wie Erlösung, Gnade, Sünde u.a sagen dem Menschen von heute nichts mehr, also müssen wir uns davon verabschieden. Es darf aber nie darum gehen die Wahrheit unseres Glaubens an die Mehrheitsmeinung und damit an den Zeitgeist anzupassen, sondern immer die Sprache zu finden, dass Menschen auch heute die befreiende Botschaft unseres Glaubens mit Herz und Verstand begreifen. Dabei darf aber die Botschaft selbst nicht auf der Strecke bleiben! Wir dürfen nie vergessen: Das Gut des Glaubens ist uns nur anvertraut. Es kann allerdings auch nicht darum gehen, Rechtgläubigkeit wie eine Keule zu gebrauchen. Da wünsche ich mir von beiden Seiten, von allen, die meinen mitunter sehr kritisch die Kirche, vor allem auch die Bischöfe beurteilen zu müssen, etwas mehr Barmherzigkeit! Ganz sicher aber ist und bleibt es von größter Bedeutung und ist mitentscheidend, dass wir um unseren Glauben wissen – ja etwas vom Glauben verstehen. Deshalb ist z. B der Youcat eine solche Chance für die Kirche. Es muss wieder möglich sein, dass die Methode des Katechismus – in der Sprache unserer Zeit, ohne dass dadurch Inhalte relativiert oder auf der Strecke bleiben – wieder breiteren Raum in der Verkündigung der Kirche einnimmt; Vorbehalte, die hier bestehen, sollten zurückgestellt werden.

Natürlich ist mir auch klar: Es genügt nicht, jemand ein Buch in die Hand zu drücken und dann – salopp formuliert - klappt das schon mit dem Glauben. Aber auf der anderen Seite: Was glaubt eigentlich der, der nichts mehr von seinem Glauben weiß? Im Letzten brauchen wir wohl auch heute wieder dieses Wunder des Verstehens, das ein Geschenk des Heiligen Geistes ist. Der Heilige Geist, der als Sturm auf die Jünger herabkommt. Und dieser Heilige Geist hat sich ja nicht zurückgezogen. Bei jeder Spendung der Firmung ist er

präsent. In der Feier der Hl. Messe ist er präsent. Wie wichtig ist immer neu das Gebet um den Hl. Geist, gerade auch in unserem Alltag. Der Heilige Geist ist die Seele der Kirche. Wirksam auch heute. Damit wird aber auch klar: Wenn wir wirklich an die Wirksamkeit und d.h. auch die Göttlichkeit des Heiligen Geistes glauben, dann ist der Blick auf die Kirche – und dahin lenkt der Heilige Geist unseren Blick – für unser Christsein etwas Entscheidendes! Hier liegt auch mein Vorbehalt bei manchen zuweilen recht charismatisch auftretenden Gruppen, die zuweilen den Eindruck erwecken, ein recht exklusives Verhältnis zum Heiligen Geist zu haben. Ein entscheidendes Kriterium solcher Bewegungen und Gruppierungen muss immer sein, ob sie die Bindung des Einzelnen an die konkrete, d.h sakramental und hierarchisch verfasste Kirche vertiefen, ob sie diese Bindung stärken oder ob hier das Gegenteil geschieht. Es ist immer wieder die Tendenz zu beobachten, dass sich exklusive Gruppen bilden mit der Neigung, sich stark an die „Lehren" einzelner Personen zu binden, leider auch immer wieder an z.T ganz abstruse Privatoffenbarungen. Auch bekommt in manchen Kreisen das Thema Heilung plötzlich ein Gewicht und eine Bedeutung, wie es nicht der Lehre der Kirche entspricht. Hier wird dann der Hl. Geist für die eigenen Zwecke vereinnahmt, instrumentalisiert. Hier muss die Kirche korrigieren! Ich bin der Überzeugung, dass hier wieder das gefordert ist, was wir in der Tradition der Kirche, die „Unterscheidung der Geister" nennen. Es gilt Nüchternheit zu bewahren und auch zu erkennen: von dieser Seite droht der Kirche auch Gefahr, nicht selten unter dem Deckmantel des ganz besonders Katholischen.

Natürlich ist es wichtig, dass wir wieder mehr im Blick haben: Kirche ist nicht zunächst eine Frage der Organisation oder der

Strukturen, sondern zunächst und vor allem Gemeinschaft des Gebetes oder anders gesagt: es geht um den Dialog mit Gott! Der Geist Gottes ist es, der uns eingibt, um was wir in rechter Weise bitten – beten sollen. Um diesen Dialog muss es uns allen wieder viel mehr gehen. Wir reden viel zu viel übereinander in der Kirche. Und wir reden in der Kirche auch zu viel über vieles! Der Dialog mit Gott – im persönlichen und gemeinsamen Beten – und in der Feier der hl. Messe. Hier ist Gott am Werk und „schafft" Kirche – Gemeinde. Lassen wir nicht nach im Gebet, vor allem auch im Gebet um den Geist. Denn um diesen Geist müssen wir rufen, sonst besteht plötzlich die Gefahr, dass wir die „Geister", die wir gerufen haben mit dem Heiligen Geist verwechseln und nur noch schwer wieder los werden.

Der Heilige Geist möchte in uns, in seiner Kirche wirken und er tut es, wenn wir ihn lassen, offen sind und ihm auch etwas zutrauen.

Dann kann es geschehen: Ängstliche und Resignierte werden wieder Feuer und Flamme für das Evangelium. Der Geist Gottes hat damals aus traurigen und ängstlichen „Hinterbliebenen" begeisterte Zeugen gemacht. So hat die Kirche begonnen und nur so kann sie auch lebendig bleiben. Aber dies wird nur der begreifen, der sich selbst von ihm ergreifen lässt. Deshalb ist dies meine Bitte für uns alle: Verhilf unserem Leben zu mehr Glauben und unserem Glauben zu mehr Leben. Amen.

# Angelpunkt unseres Glaubens

*Anton Ziegenaus*

Das Evangelium vom Herz-Jesu-Fest stellt die durchbohrte Seite vor unser Auge. Das geöffnete Herz ist Angelpunkt unseres Glaubens, der im Tod Jesu aus Liebe zu uns und in seiner Auferstehung gründet und gleichsam beide Momente zu einem zusammenbindet. Wenn ich nicht die Hand in seine Seite lege, glaube ich nicht, ruft der ungläubige Thomas und wird zum Glaubenden, indem er den Auferstandenen als seinen „Herrn und Gott" bekennt.

Der Zweifler hatte nach diesem Erlebnis den Mut und die Kraft, bei der Verkündigung des Auferstandenen den weitesten Weg zurückzulegen. Von Palästina bis nach Indien, durch fremde, damals noch unerschlossene Gebiete.

Die Seitenwunde wird auch das Kriterium, der Anklagepunkt beim Gericht am Jüngsten Tag sein, aber ebenso Anlass zu unvorstellbarer Freude: „Er hat uns geliebt und erlöst von unseren Sünden in seinem Blut ... Ihm sei die Herrlichkeit und Macht in alle Ewigkeit. Amen. Siehe, er kommt mit den Wolken und schauen wird ihn jedes Auge, auch jene, die ihn durchbohrten, und wehklagen werden über ihn alle Geschlechter der Erde. Ja, Amen" (Offb 1,5-7).

Die beiden Stellen im Neuen Testament, die von der durchbohrten Seite sprechen, erinnern an Sach 12,10: „Doch über Davids Haus und die Einwohner Jerusalems werde ich den Geist der Erbarmung und des Flehens ausgießen. Sie

werden auf den blicken, den man durchbohrte, und Totenklage um ihn halten, wie man klagt um den Einzigen, und bitter um ihn trauern, wie man trauert um den Erstgeborenen.“ Der Blick auf den Durchbohrten löst Klage aus, wie die Klage um den Erstgeborenen, an dessen Tod man sich schuldig fühlt. Doch Gott schickt den Geist der Erbarmung und des Flehens.

Nach Joh 19,34 floss aus der Seitenwunde „Blut und Wasser“ heraus. Damit sind die beiden wesentlichen Sakramente, Taufe und Eucharistie, vorgezeichnet. In der Präfation des Herz-Jesu-Festes heißt es: „Aus seiner geöffneten Seite strömen Blut und Wasser, aus seinem durchbohrten Herzen entspringen die Sakramente der Kirche.“

Für uns besagt das durchbohrte Herz, wie die Präfation fortfährt: „Das Herz des Erlösers steht offen für alle, damit sie freudig schöpfen aus den Quellen des Heiles.“

Aus diesem Grund schätzen die Gläubigen nicht nur das Herz-Jesu-Fest, sondern auch jeden Herz-Jesu-Freitag. Sie schöpfen freudig aus den Quellen des geöffneten Herzens.

# Maria Vesperbild

Gedanken anlässlich der Wallfahrt im Rahmen der Theologischen Sommerakademie

Die Darstellung der Mutter Jesu mit dem Leichnam ihres Sohnes ist aus der Passionsfrömmigkeit dominikanisch geprägter Frauenmystik des Spätmittelalters im deutschen Sprachraum entstanden. Bei der Zuordnung der Horen des Breviers zu bestimmten Stationen der Passion Christi wurde die Kreuzesabnahme der Vesper zugeordnet: „De cruce deponitur hora vespertina“. So kam es für die Darstellung des Moments nach der Kreuzesabnahme, der Maria mit ihrem toten Sohn zeigt, zur Bezeichnung „Vesperbild“.

Die lateinische Bezeichnung „imago pietatis“ lebt weiter im italienischen „Pietà“. Die fromme Betrachtung des Leidens unseres Herrn Jesus Christus kannte im Anschluss an den Kreuzestod außerdem noch die Kreuzesabnahme, die Beweinung und die Grablegung. Die entsprechenden bildlichen Darstellungen erreichten aber bei weitem nicht die Verbreitung und Popularität des „Vesperbildes“.

Der Ursprung dieses Bildtyps ist kunsthistorisch erforscht, für seine spätere Geschichte aber gilt das nicht so sehr. Das Gnadenbild von Maria Vesperbild gehört in diese spätere Geschichte, es ist sicherlich nicht vor dem 16. Jahrhundert entstanden und war bei seiner Stiftung durch Jakob von St. Vincent, dem damaligen Schlossherrn von Seyfriedsberg, vielleicht doch schon ca. 100 Jahre alt.

Der linke Arm der Leiche Jesu liegt parallel zum Körper,

die Hand ruht auf dem Oberschenkel, der rechte Arm fällt zu Boden, wobei der Zeigefinger der rechten Hand ausgestreckt ist. Die Leidensspuren sind deutlich zu sehen, aber keineswegs überakzentuiert. Mariens Blick richtet sich auf den Kopf Jesu mit der Dornenkrone; der Betrachter sieht das Gesicht Mariens dagegen zur Gänze. Dieses Gesicht ist ganz auf Jesus konzentriert, von Trauer gekennzeichnet, aber diese Trauer ist eine beherrschte, ja hoheitsvolle Trauer. Im Gegensatz zu diesem Ausdruck der Zurückhaltung und Beherrschung steht der auffällig erhobene linke Arm mit dem Tränentuch, letzteres wohl auch eine Ergänzung des 18. Jahrhunderts. Maria trägt ein rotes Gewand in barockem Faltenwurf, das von einem goldenen Gürtel in Hüfthöhe zusammengehalten wird; dazu einen bodenlangen goldenen Schleier mit blauer Innenseite. Das Gold des Gürtels und des Schleiers korrespondiert mit dem Gold des Lendentuches Christi. Die rote Farbe des Gewandes deutet an, dass Maria, die ohne Schmerzen geboren hat, am Fuße des Kreuzes unter Schmerzen die Palme des Martyriums erworben hat.

Eine professionelle kunsthistorische Untersuchung würde wahrscheinlich weitere Details zutage fördern, sicherlich auch die Frage klären können, wie weit die jetzige Fassung mit ihrer Farbgebung dem Orginal entspricht. Aber nicht die kunsthistorische Betrachtung macht ein Kunstwerk zum Gnadenbild, sondern vielmehr die gläubige Zuwendung. Unser Gnadenbild vermittelt uns durch seine Eigentümlichkeiten, die es gerade von anderen Vesperbildern unterscheidet, auch eine eigene Botschaft. Sicherlich gilt von unserem Vesperbild das, was von allen ähnlichen Bildtypen zu sagen ist: es geht um die Mutterschaft Mariens als den letzten Grund jeder Marienverehrung; es geht um das Kreuzesmysterium im Leben Mariens und in unserem Leben; es geht schließlich

weiter um die Hinführung zu einer Passionsfrömmigkeit, die das Leiden unseres Herrn Jesus Christus betend und betrachtend begleitet.
Darüber hinaus aber gibt uns unser Gnadenbild gerade in den Eigentümlichkeiten, in denen es vom Bildtypus abweicht, noch einige besondere Impulse für unsere Betrachtung. Da ist die erhobene Linke; es scheint so, als ob Maria uns anhalten will. „Bleibt stehen!“, ruft sie uns zu; „geht nicht weiter, geht nicht vorbei!“ Die erhobene Hand, die uns Halt und Einhalt gebietet und unsere Aufmerksamkeit verlangt, wie nötig ist sie in unserem Leben. Die Hände Mariens sind vom Künstler des Gnadenbildes überproportional ausgeführt. Nicht nur die Linke mit dem Tränentuch, sondern auch die Rechte, die den Leichnam Jesu hält, ist besonders akzentuiert. Eine Hand, die uns aufmerksam macht, die andere Hand, die uns festhalten kann. Das Gnadenbild lädt zur Betrachtung der Hände Mariens ein. Es sind starke Hände, die zupacken können; Hände, die uns den Weg weisen; Hände, die uns halten. Auch die wichtigste Botschaft des Gnadenbildes empfangen wir von einer Hand, nämlich der rechten Hand Jesu. Sie fällt auf den Boden, aber sie fällt mit ausgestrecktem Zeigefinger. Und auch hier hat der Künstler anatomische Richtigkeiten und künstlerische Vorlagen beiseite gelassen, um eine ganz besondere Botschaft auszudrücken. Der Finger Jesu deutet nämlich auf den Tabernakel, deutet auf den Priester am Altar, der das heilige Messopfer zelebriert. Vom Ende des blutigen Kreuzesopfers führt dieser Finger direkt zur unblutigen Vergegenwärtigung eben dieses Opfers in der heiligen Messe. Der tote Jesus weist auf den lebenden Christus im Tabernakel hin, so erweist sich das marianische Vesperbild als eucharistisches Gnadenbild. Maria macht uns mit der erhobenen Linken aufmerksam, Jesus weist uns mit

dem Zeigefinger der rechten Hand den Weg zur Eucharistie. Häufig ist bei diesem Bildtypus die Figur Jesu kleiner als die der Gottesmutter, in unserem Gnadenbild nicht. Einmal mehr zeigt sich so gerade an diesem Vesperbild, dass Maria über sich hinausweist, dass Maria zu Christus führt. Jede Marienwallfahrt ist so immer auch eine Christuswallfahrt: per Mariam ad Jesum.

*vgl http://www.maria-vesperbild.de/index.php?id=82*

# Die Wallfahrt im Dienst körperlicher und seelischer Gesundheit

*Gerhard Löffler OMI*

## Wallfahrten boomen

Eine aktuelle Nachricht: „Die Wallfahrt nach Ettal gründet sich auf ein Gelübde von Bürgern aus Ziemetshausen im Pestjahr 1634. Kürzlich waren wir wieder unterwegs. Nach einem heftigen Wolkenbruch am ersten Tag hatten die restlichen Pilgertage bei Gebet und Gesang ideales Wanderwetter. Überrascht wurde die zwischenzeitlich auf 290 Teilnehmer angewachsene Pilgerschar auf ihrer dritten Etappe gen Ettal von einem prominenten Mitpilger. Der Augsburger Weihbischof Florian Wörner stieß zu den Wallfahrern aus Ziemetshausen. Groß war die Freude bei den Pilgern, als sich der Bischof in Oberammergau einreihte und gemeinsam mit den Pilgern die letzte Etappe nach Ettal antrat.

Dr. Wilhelm Imkamp schreibt in seinem Buch „Sei kein Spießbürger, sei katholisch!“: Dass heute in ganz Europa die Wallfahrten boomen, hatte kein Pastoralplaner voraussehen können. Dieser ganz ungeplante und spontane Aufschwung ist in erster Linie mit dem Heiligen Geist zu erklären. Der heilige Geist bedient sich hier ungewöhnlicher Instrumente und Wege. Wallfahrten sind „in“.

Zu den großen Pilgerzielen Rom, Jerusalem, Lourdes und Santiago de Compostela gesellen sich die kleinen

Alltagspilgerfahrten. Bayern und Baden-Württemberg sind echte Sakrallandschaften. Es lohnt sich, sie wieder zu entdecken.
An den Wallfahrtsorten wird spürbar, dass immer mehr Menschen positive Glaubenserfahrungen hier und heute machen. Der sprechendste Beweis dafür sind die Votivtafeln, Sie dokumentieren Dank für erbetete Hilfe und tragen zu einer Atmosphäre bei, die anderen Mut zum Glauben und Beten macht. Gerade die abseits der Touristen gelegenen Heiligtümer senden eine hochaktuelle Botschaft aus. Es gibt wesentlich mehr Glauben und auch eine viel tiefere Sehnsucht nach traditioneller Frömmigkeit, als man in Akademie- und Rätekatholizismus wahrzunehmen geneigt ist.“

## Was ist eine Wallfahrt?

Ein Wallfahrt, eine peregrinatio religiosa, ist eine traditionelle Reise in eine bestimmte Richtung, eine Reise, um ein Gebot zu erfüllen oder eine bestimmte Pilgerstätte mit religiöser Bedeutung zu besuchen. Im symbolischen Sinn ist eine Pilgerfahrt sowohl eine Initiation als auch ein Akt der Ergebenheit Sie hat hohe moralische Bedeutung.
Im Islam ist dies der Ort Mekka, die Geburtsstätte des Propheten Mohammed. Im Hinduismus ist es Benares am Ganges. Für Buddhisten sind es die Schlüsselstationen im Leben des Gautama Buddha. Wallfahrten gab es auch bei den antiken Griechen und bei den Römern, die aus religiösen Gründen ferne Tempel bereisten. Auch die Germanen veranstalteten Wallfahrten zu heiligen Hainen.
Im christlichen Bereich sind die Schlüsselstationen das Heilige Land, die besonderen Stätten der Gottesmutter oder der Heiligen.

Eine Wallfahrt ist immer ein soziales Ereignis. Sie führt zu Begegnungen und Austausch zwischen den Gläubigen, die vielleicht sonst nicht zusammengekommen wären.
Eine Wallfahrt dient immer auch der Finanzierung religiöser Stätten oder Orte oder auch Institutionen der religiösen Tradition.
Manchmal werden die beiden Begriffe Wallfahrt und Pilgern auch verschieden gebraucht. Eine Wallfahrt findet dann in einem engerem und eher traditionell-religiösen Rahmen statt. Sie wird oft von kirchlicher Seite für eine Gruppe von Gläubigen organisiert. Pilger sind in diesem Sprachbereich vereinzelt und freier unterwegs, auch wenn ihr Ziel traditionell-religiös ist z. B. Santiago de Compostela. Da kann die Religion schon mal in den Hintergrund treten.
Bei einer Wallfahrt steht das Ziel im Vordergrund, während bei einer Prozession der Vorgang des Schreitens im Mittelpunkt steht.
Der Beginn der Wallfahrt wird sehr häufig durch eine Aussendung gestartet. Dies geschieht während der heiligen Messe oder auch eines Wortgottesdienstes
Es gab eine Zeit, das musste man nicht selber pilgern, man konnte auch andere für sich gegen Bezahlung pilgern lassen. Die Pilgermarken vom Zielort sollten belegen, dass der Beauftragte tatsächlich dort gewesen war. Dies wurde durch Fälschungen oft unterlaufen. Die Pilger hatten eine spezielle Tracht: langer Mantel, breitkrempiger Hut, Pilgertasche, Trinkflasche und Pilgerstab.
Das Beherbergen von Pilgern zählte zu den Werken der Barmherzigkeit. Die Einkünfte durch die Pilger kamen den Durchreisenden und den Orten der Pilgerreiseziele zugute.
Große Wallfahrtskirchen hatten spezielle Einrichtungen für Kranke, die bei den Reliquien Heilung suchten. So

entwickelten sich die Hospitäler und daraus regelrechte medizinische Zentren.
Von besonderer Bedeutung als christliche Wallfahrtsorte sind die großen Erscheinungsorte der Muttergottes z. B. in Guadalupe. Dieser Ort ist der größte Wallfahrtsort der Welt mit 20 Millionen Pilgern jährlich. Es folgen Aparecida, Fatima und Lourdes. Ebenso sind von sehr großer Bedeutung die Gräber der heiligen Apostel Petrus und Paulus, das Grab des heiligen Apostels Jakobus in Santiago de Compostela und die Stätten des Heiligen Landes. Neben diesen großen wunderbaren Orten gibt es auch kleinere Wallfahrtsorte z. B. den ältesten Wallfahrtsort in Bayern, das herrliche Kloster Andechs neben dem uns allen sehr bekannten Wallfahrtsort Altötting. Ebenso gehören dazu: Mariä Schmerzen in Vilgertshofen, Maria Elend in Thierhaupten, St. Michael in Altenstadt, Maria Hilf auf dem Lechfeld, Maria Hilf in Speiden, das Herrgöttle in Biberbach, Herrgottsruh in Friedberg, Wigratzbad und Marienfried sowie Maria Vesperbild. Im Umkreis das schon erwähnte Ettal. Unsere Pilger zogen dorthin. Im Jahre 1634 machten sich die ersten Pilger auf den Weg, um ein Gelübde einzulösen. Es herrschte die Pest. Menschen baten den Himmel, er möge das Gebet annehmen und die Pest verschwinden lassen. Es waren erschütternde Jahre. In manchen Ortschaften lebte nur noch eine Person, andere Orte waren ausgestorben. Pilger zogen hier vorbei, am Brunnen, den wir heute noch sehen können, machten sie sich frisch und wallfahrten weiter nach Ettal.

## Warum steht die Wallfahrt im Dienst der körperlichen und seelischen Gesundheit?

Ein Pilgerin schreibt: „Mein erster Weg vor zehn Jahren war

beschwerlich und schmerzvoll. Ich hatte mit den Knien zu leiden und hatte zuviel gepackt. Mit meinem Mann Peter, einem Tischler und Kräuterpädagogen, war es der erste gemeinsame Urlaub als Paar ohne die fünf Kinder. Wir pilgerten in einer Gruppe von Murnau zum Sonntagberg in Niederösterreich. Ich weiß noch jeden Teilabschnitt des anspruchsvollen Weges im heißen Sommer. Diese Fußwallfahrt bedeutete für meinen Lebensweg eine komplette Veränderung. Ich habe mich durchgekämpft, die Schmerzen ausgehalten, bin weiter gegangen. Es gibt im Leben genug Wegstrecken, wo es dir schlecht geht. Du denkst, du hältst das nicht mehr aus. Wenn du aber durch das große Tor in der Kirche am Ziel gehst, dieses Gefühl kann dir kein Mensch mehr wegnehmen, dass du angekommen bist.
Beim Pilgern nehme ich mich wahr, mit dem was ist, auch dem Schmerzvollen. Trotzdem haben wir beim Wandern viel Spaß gehabt. Wir haben beim Gehen Gstanzl gedichtet und gesungen. Die Blasen spürst du im Lauf des Tages nicht mehr, wenn du in den Schuhen Platz gefunden hast. Schmerzvoll ist nur die erste halbe Stunde. Von Herzen lachen und weinen können, das macht für mich das Leben aus. Ich habe eine Sehnsucht, das Ziel zu erreichen. Unterwegs scheint gar nichts mehr weiterzugehen. Ich weine bei jedem Schritt. Oben auf dem Berg warten alle auf mich, die Letzte. Wir geben uns die Hand. Und dieses „Großer Gott, wir loben dich“ vergesse ich nie. Ich bin gehalten.“
Wer sich zu einer Wallfahrt entschließt, lässt einmal alles zurück, was zu Hause einfach zum Tagesablauf dazu gehört. Das Fernsehprogramm ist unwichtig, sonstige Punkte sind hinfällig. Es dreht sich alles um einen Punkt, um die Wallfahrt. Nach den ersten Tagen hat man ein wenig abgeschaltet. Man kommt zur Ruhe. Man findet neben dem Gebet, das einem

von Tag zu Tag immer besser aus dem Herzen kommt, auch Gelegenheit zum Gespräch mit einem Menschen, in dem Fall, dem Nachbarn, der die Wallfahrt mitmacht.
Mit einem Mal erlebt man: Du bist mit deinen Sorgen und Nöten nicht allein. Dein Nebenmann ist auch einer, der mit vielen Problemen durchs Leben muss. Dann tut es gut, wenn du dich einmal aussprechen kannst, wenn du dir Dinge von der Seele reden kannst."
Der eine hat zu Hause Probleme mit den Kindern. Sie machen, was sie wollen. Sie lassen sich gar nichts sagen, sind aufhauserisch und frech. Einen anderen drückt der Schuh: Er kommt mit der Gattin nicht mehr klar. Dauernd gibt es Händel untereinander. Man kann einander nichts mehr recht machen. Dann gibt der Nachbar das befreiende Wort: Komm, lass uns miteinander und füreinander beten.
Wie glücklich, froh und dankbar Pilger sind, das kann man z. B. bei den Ettalpilgern erleben, wenn sie von der achttägigen Wallfahrt zurückkommen ins Gotteshaus. Mit einer Begeisterung sondergleichen stimmen sie das „Ehre sei dem Vater" an und das „Ave Maria".
Nur einmal im Jahr tönt es so überzeugend, so durchschlagend durch den Kirchenraum, dass der Zuhörer davon tief berührt wird. Ein ganz und gar durchbeteter Mensch bringt seinen Lobpreis mit ganzem Herzen vor den Herrn und die Gottesmutter.
Die Wallfahrer möchten in diesem Augenblick mit niemandem tauschen. Sie sind für Augenblicke vollkommen glücklich. Es waren Strapazen, aber es überwiegt das Miteinander, das Getragen-werden von der Gemeinschaft das Miteinander-teilen, das Füreinander-Zeit-haben und das Zeit-haben zum Gebet.
Das hat so glücklich gemacht, dass sie bereit sind, das nächste

Jahr wieder anzutreten. Es ist sonderbar! Je mehr draußen in der Welt Gemeinschaften auseinanderbrechen, desto mehr werden Wallfahrten ins Leben gerufen.
Bei uns z. B. waren in den 70er Jahren 40 bis 50 Pilger nach Ettal unterwegs, jetzt sind es knapp 300. Es fällt auf – Gott Lob –, dass viele junge Menschen sich unter die Pilger einreihen.
Sie wissen am Anfang gar nicht so recht, wie das geht. Wenn sie dann zurückkommen und du fragst dann den einen oder anderen „Wie war es denn?“ Dann sagen sie. Es war Spitze. Erfahrene Beter berichten, dass man häufig anders aus einem Gebet heraus kommt, als man ins Gebet hineingegangen ist. Manchmal werden Erwartungen erfüllt: Man ist traurig und wird getröstet; man ist mutlos und erhält Kraft.
Der heilige Pfarrer von Ars hat einmal einen Mitbruder gefragt, der über Misserfolg klagte: „Du hast gebetet, du hast geseufzt? Hast du auch gefastet und gewacht?“
Die heilige Teresa von Avila betonte einmal: „Bete nicht um leichtere Lasten, bete um einen stärkeren Rücken.“ Beten ist eine Tankstelle, an der man kostenlos Energie abzapfen kann für die weite Strecke vor uns und für die Herausforderungen, denen wir uns stellen müssen. Beten führt nicht aus der Wirklichkeit heraus, sondern tiefer in sie hinein. Beten raubt nicht Zeit, sondern verdoppelt die bleibende Zeit, füllt sie von innen heraus mit Sinn.

## Mit der Kirche unterwegs

Kommen wir zum Schluss! Kirche ist nichts Gestriges. Sie ist unterwegs zu Gott. Glaube hat etwas zu sagen und das Christentum ist nicht in erster Linie Auseinandersetzung um Zölibat und den Primat des Papstes, sondern die

Auseinandersetzung um die Frage, wie wir richtig leben können. „Der christliche Glaube ist ein ganzheitlicher Entwurf“, sagt Peter Seewald, ein umfassendes System von richtigem Denken, richtigem Verhalten, richtigem Essen und Trinken, richtiger Beschäftigung, richtigen Übungen, richtigen Beziehungen. Und es ist mit Sicherheit die beste Bewegung, die es für Gesundheit und gutes Benehmen gibt.
Leben ohne Glauben wäre, als würde Sebastian Vettel mit angezogener Handbremse über den Nürburgring schleifen.
Niemand kehrt zum Glauben zurück, weil er im Weltkatechismus so vorzügliche Passagen gefunden hat. Christentum ist einfach die modernste und beste Art, ein Leben zu führen und selbstverständlich auch die freiheitlichste.
Die unterschiedlichen Gottesbilder sind nicht austauschbar, noch die Wertvorstellungen, die sich jeweils davon ableiten, gleichwertig. Christentum ist im Gegensatz zu anderen Religionen die Religion der Freiheit. „Ihr seid zur Freiheit berufen, Brüder“, verkündet der heilige Apostel Paulus triumphierend. Freiheit in dem umfassenden Sinne Jesu, der das Joch von den Menschen nehmen will, alle Ausgrenzung und Unterdrückung aufhebt, und jeden Einzelnen, egal welcher Herkunft und Begabung, der gleichen Würde und der uneingeschränkten Liebe Gottes versichert.
Kirche ist die Gemeinschaft, die zur Ewigkeit unterwegs ist. Sie hat einen Herrn, der schon 2000 Jahre auf Biegen und Brechen zu ihr hält. Das ist menschlich nicht zu fassen. Wie oft hätten wir als Menschen schlapp gemacht und haben es auch. Aber der Herr hat uns immer aus der Tiefe gehoben. Wir haben eine Verheißung, die uns bis hierher getragen hat: Petrus, du bist der Fels. Auf diesen Felsen baue ich meine Kirche und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. Und das andere Wort: Kleine Herde, fürchte dich nicht!

An der Standarte der Ettalpilger steht die Jahreszahl 375. In dieser Zeit haben alle Pilger ein Instrument bei sich getragen in den Jahren 1634 bis 2013: den Rosenkranz. Der bleibt das Navi für jede Zeit, der bleibt der Kompass. Wie viele Zeitströmungen sind gegen ihn angetreten. Er hat immer wieder gewonnen. Möge er auch für die kommende Zeit unser Instrument bleiben. Möge Maria uns die Erleuchtung schenken.

# In Gott und Afrika verwurzelt

*Martin Trieb OSB*

Die Berge des Makonde sind voller geheimer Seen und Quellen. Wasser tropft aus Felsen und Steinen. Dann läuft es talwärts in vielen Bächen. Und dort, wo es den Likuledi-Fluss erreicht, dort wurde Ndanda gegründet

Ndanda entstand bald nach dem 1. Weltkrieg. Aus einer Schulgründung und einer einfachen Missionsstation erwuchs die bedeutende Missionszentrale Ndanda, für die vom Islam geprägte Küstenregion am Indischen Ozean.

1931 wurde Ndanda zur Abtei „Maria Hilfe der Christen“ erhoben und entfaltete eine rege Missionstätigkeit, immer Hand in Hand mit Entwicklungshilfe durch alle Arten von Schulen, Handwerkerausbildung, Landwirtschaftsprojekten, Druckerei und Verlag, Aussätzigendorf, Missionshospital.

Nach dem Konzil, als sich das neue Leitbild „Afrikanisierung“ durchsetzte mit einheimischen Priestern, neuen Diözesen, mit Afrikanern als Bischöfen, wurde aus der bisherigen Missionszentrale eine Abtei mit benediktinischem Leben, eine geistliche Mitte für die Ortskirche, vor allem durch das Exerzitienhaus ZAKEO.

Die Vision, dass europäische Missionare und junge afrikanische Mönche in einer Gemeinschaft von Brüdern zusammenleben, wurde Wirklichkeit.

*aus der Beschreibung des Films*

# Maria

*Predigt am Mariensamstag*

*Anton Ziegenaus*

Der Mariengedanke kommt am Samstag insofern etwas zu kurz, weil die hl. Messe an diesem Tag meistens als Vorabendmesse gefeiert wird und da die Sonntagsliturgie trifft. Heute ist also Mariensamstag, morgen das Fest Mariä Geburt und am 12. September Mariä Namen. Maria spielt in unserem katholischen Glauben eine wichtige Rolle.

Was bedeutet eigentlich der schöne Namen „Maria“?

Wie Sie vielleicht wissen, ist die Auslegung hebräischer Wörter insofern schwierig, weil in dieser Sprache nur die Konsonanten, nicht aber die Vokale geschrieben wurden und erst später für diese Laute Zeichen eingeführt wurden. Wird es gesprochen als Mirjom, Mirjam, Marjam, Marjom? Je nachdem können die Silben anders ausgelegt werden.
Im Alten Testament begegnet eine Mirjam, die Schwester von Mose und Aaron (Ex 15,20f; Num 12,1-15; 20,1; 26,59; Dtn 24,9; Mi 6,4; 1 Chr 5,29). Der Name begegnet auch bei einer anderen Person (vgl. 1 Chr 4,17). Mirjam war wohl das kluge Mädchen, das den im Binsenkästchen versteckten kleinen Mose bewachte und der Pharaotochter die leibliche Mutter als Amme vorschlug (vgl. Ex 2,7ff). Im masoretischen Text erscheint der I-Vokal, in einer samaritanischen Version und in der griechischen Spetuaginta der a-Vokal. Im Neuen

Testament überwiegt die Form Mariam. Diese Lautung dürfte vorzuziehen sein.
Die Sängerin des Schilfmeerliedes und des Magnificats werden in der Väterzeit miteinander verglichen. Ambrosius benützte ein Onomastikon mit Erklärungen des Namens Maria: Auch schon früher hießen viele Maria, wie die Schwester des Mose und Aaron, aber die bekannte Maria hieß Bitterkeit des Meeres (amaritudo maris – dazu unten noch mehr), wobei das Meer die Menschheit bzw. die Welt darstellt und sich die Bitterkeit auf die menschliche Gebrechlichkeit bezieht, in die der Herr gekommen ist, um die Natur zu versüßen.
Im Hinblick auf den kleinen Johannes den Täufer sagt Ambrosius, dass verdiente Heilige ihren Namen von Gott empfangen.[1] Das scheint auch für Maria zu gelten, weshalb Ambrosius sagt: Durch eine Jungfrau steigt Christus herab ... Daher fand auch Maria, die Mutter des Herrn diesen besonderen Namen, der bedeutet: Gott aus meinem Geschlecht (Deus ex genere meo). Dieser Name besagt die Gottesmutterschaft. Diese setzt die göttliche Würde ihres Sohnes voraus.
Für Hieronymus, der nicht wie Ambrosius den Namen aus der heilsgeschichtlichen Berufung erklärt, sondern aus den hebräischen Wurzeln, bedeutet Maria die „Erleuchtende“, die „Meeresmyrrhe“ (zmyra maris), den „Meerestropfen“ (stilla maris) und „Herrin“ (wohl aus dem Hebräischen Mar = Herr).
Isidor kennt schon das (wohl aus einem Schreibfehler – so stilla maris – entstandene) stella Maris – Meerstern. Dieser Ansatz führt bei Bernhard zur Sicht vom „Leitstern“, der die Seeleute in den sicheren Hafen geleitet, nämlich in die ewige Heimat.

Gabriel Biel, um einen Vertreter des Spätmittelalters zur Sprache kommen zu lassen, bevorzugt unter den der Tradition entnommenen Namensdeutungen die Dreizahl stella maris, domina, amarum mare.[2] Stella maris meint die überaus helle Würde der Person, die Fruchtbarkeit der Jungfrau und die Ausstrahlung der Gnade, die domina verdeutlicht ihre Erstrangigkeit (principandi majestas); das bittere Meer (marjam: mar – bitter, iam – Meer) erfasst die Bitterkeit der Kasteiung (castigatio), des Mitleidens und der Zucht, als das Leiden. Diese Erklärung zeigt, dass man letztlich nicht mehr aus den Sprachwurzeln, sondern aus dem theologischen Marienbild, d.h. aus ihrer heilsgeschichtlichen Aufgabe, den Namen gedeutet hat. Ins Liedgut des Volkes sind die Titel Meeresstern (vgl. GL 577, 578, Meerstern, ich dich grüße, Marjam) und Morgenstern (GL 581), d.h. der Stern der dem Tag (der Sonne vorausgeht, Marjom) eingegangen.

Der Name drückt nach altem Verständnis das Wesen aus. Mariens Wesen ist geschichtsträchtig. Etymologisch konnte man das Wort – schon wegen der geringen Hebräischkenntnisse – nicht analysieren. So erklärte man den Namen nach der heilsgeschichtlichen Berufung, womit man dem sog. mariologischen Fundamentalprinzip sehr nahe kam.

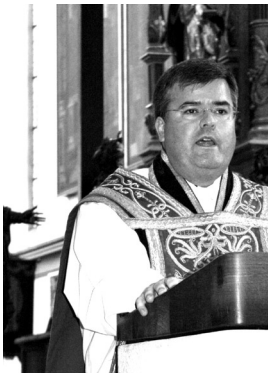
---

Anmerkungen

[1] Vgl. J. Huhn, Das Geheimnis der Jungfrau Maria nach dem Kirchenvater Ambrosius, Wüzburg 1954, 18ff; Mirjam, Marienlexikon 4, 467f (M. Görg, J. Scharbert, L. Scheffczyk).

[2] Vgl. L. Scheffczyk, Maria – Leitbild der Hoffnung in der Lehre Gabriel Biels: Servitium Pietatis, FS Kardinal Groer, Mödling 1989. 13.

# Referenten



**Harald Heinrich**
1967 geboren in Lindenberg im Allgäu
Eintritt ins Priesterseminar der Diözese Augsburg
1992 Priesterweihe im Dom zu Augsburg / Primiz in Weißensberg
1992 - 1994 Kaplan in der Pfarrei St. Anton, Augsburg
1994 - 1997 Benefiziat in der Pfarrei St. Justina, Bad Wörishofen
1997 - 2008 Pfarrer der Pfarrei St. Nikolaus, Pfronten
2003 - 2008 Mesnerpräses im Mesnerverband Dekanat Füssen
2005 - 2008 Prodekan im Dekanat Füssen
2008 Ernennung zum Domvikar
2008 - 2009 Stv. Personalreferent für Priester, Sekretär des Generalvikars
Pfarradministrator der Filiale St. Gabriel in Deuringen
2009 Ernennung zum Domkapitular
2010 Ernennung zum Monsignore
2009 - 2011 Ständiger Berater der Ordinariatskonferenz
2009 - 2011 Leiter des Instituts für Aus- und Fortbildung und Begleitung (Haus Katharina von Siena)
2009 - 2012 Personalreferent für Priester
2009 - 2012 Stv. Generalvikar
seit Mai 2011 Leiter der Hauptabteilung I - Personal/Planung
seit Sept. 2011 nebenamtlicher Pfarradministrator in solidum der Pfarreien Affing und Haunswies
seit Juni 2012 Generalvikar

**Dr. Maria Hildegard Brem OCist** studierte Mathematik, Philosophie und Theologie. Mutter Hildegard unterrichtete an mehreren höheren Schulen in Wien und Hollabrunn, bevor sie 1977 in die Zisterzienserinnenabtei Mariastern-Gwiggen eingetreten ist. Seit 2005 ist sie vom Konvent zur Äbtissin gewählt worden.
Die Äbtissin Maria Hildegard Brem ist gebürtige Wienerin. Als Lehrerin unterrichtete sie Mathematik, Philosophie und Religion. 1977, zwei Monate nach ihrer Promotion in Mathematik, trat sie in Mariastern-Gwiggen ein. Veröffentlichungen: In der Freude der Liebe: Gianna Beretta Molla; Maria Roggendorf: Sal terrae.

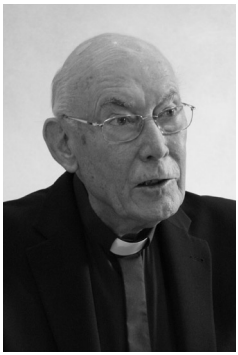
**Prälat Prof. Dr. Dr. Anton Ziegenaus** studierte Theologie, Philosophie und Psychologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München. 1963 empfing er die Priesterweihe. Im selben Jahr wurde er bei Alois Dempf mit der Arbeit *Das Menschenbild des Theodor von Mopsuestia* zum Dr. phil promoviert, 1972 folgte die Promotion bei Leo Scheffczyk zum Dr. theol. mit der Arbeit *Die trinitarische Ausprägung der göttlichen Seinsfülle nach Marius Victorinus*. An der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg habilitierte er sich mit einer Schrift zur Theologie der Buße für das Fach Dogmatik. 1977 erhielt er einen Ruf an den Lehrstuhl für Dogmatik an der Universität Augsburg. Er hatte Gastprofessuren an der Universidad de Navarra in Pamplona und Päpstlichen Universität vom Heiligen Kreuz (Pontificia Università della Santa Croce) in Rom inne. 2004 wurde er emeritiert. Er ist wissenschaftlicher Leiter und Moderator der Theologischen Sommerakademie in Augsburg und Referent beim Kongress „Freude am Glauben“. Verantwortlich wirkt er an der Theol. Sommerakademie in Aigen mit. Er doziert an der Gustav-Siewerth-Akademie in Bierbronnen.
Die Forschungsschwerpunkte von Ziegenaus sind: Geschichte des Schriftkanons, Eschatologie und Sakramentenlehre. International bekannt wurde Anton Ziegenaus mit dem achtbändigen Werk Katholische Dogmatik, das er zusammen mit dem späteren Kardinal Leo Scheffczyk verfasste. Das Werk wurde in mehrere Sprachen übersetzt, zuletzt ins Ungarische, Ukrainische und Koreanische. Anton Ziegenaus hat zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten publiziert. Er ist seit 1991 Mitherausgeber der Zeitschrift Forum Katholische Theologie. Ziegenaus war bis 2005 Vorsitzender der Deutschen Arbeitsgemeinschaft für Mariologie und Herausgeber der Buchreihe Mariologische Studien. Er wirkt als Krankenhausseelsorger in Bobingen.

**Mathias von Gersdorff**, Diplom-Volkswirt (Bonn) und katholischer Publizist, geboren 1964 in Santiago de Chile. Seit 1990 ist er in der Lebensrechtsbewegung aktiv. Seit 1995 leitet er die Aktion „Kinder in Gefahr“, die sich für eine Verbesserung des Jugendmedienschutzes, der Verbesserung der Familienpolitik, dem Kampf gegen Blasphemie und Pornographie usw. widmet. Er ist auch Herausgeber des Mitteilungsblattes „Kultur und Medien“ der „Deutschen Vereinigung für eine christliche Kultur“ (DVCK) und schrieb mehrere Bücher zu Themen wie Sexualisierung der Kindheit, Lebensrecht und Christenverfolgung.

**Prof. Dr. theol. habil. Josef Kreiml M.A.** (geb. 1958 in Wolkering, Landkreis Regensburg) ist Priester der Diözese Regensburg und seit 2003 Professor für Fundamentaltheologie und Ökumenische Theologie an der Philosophisch-Theologischen Hochschule St. Pölten. Außerdem ist er Diözesanrichter am Diözesangericht St. Pölten, Seelsorger in einer Pfarrei, Mitglied des Priesterrates der Diözese St. Pölten, Referent in der Priesterfortbildung und Ritter des Ordens vom Heiligen Grab zu Jerusalem. Josef Kreiml studierte ab 1977 Theologie an der Kath.-Theol. Fakultät der Universität Regensburg; das Studienjahr 1979/80 verbrachte er an der Pontificia Universitas Gregoriana in Rom (Aufenthalt im Campo Santo Teutonico); das Diplom in Theologie erwarb er 1982 in Regensburg. Anschließend studierte er Philosophie an der Hochschule für Philosophie in München (1985 M.A.). 1989 wurde Josef Kreiml an der Universität Regensburg zum Dr. theol. promoviert und 1990 zum Priester geweiht. Anschließend war er als Kaplan (1990 bis 1994) und Pfarrer (1994-1997) in der Seelsorge tätig. 2001 wurde Josef Kreiml an der Kath.-Theol. Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität München im Fach „Dogmatik“ (bei Prof. Dr. Gerhard Ludwig Müller, dem jetzigen Kardinal und Präfekten der Glaubenskongregation) habilitiert. Von 2001 bis 2003 war er (bis zu seiner Berufung nach St. Pölten) Privatdozent an der LMU München. Von September 2005 bis August 2013 war Prof. Kreiml auch Rektor der Philosophisch-Theologischen Hochschule St. Pölten; zur Zeit ist er Prorektor. Er ist außerdem Mitherausgeber der „Schriften der Philosophisch-Theologischen Hochschule St. Pölten“ (bisher fünf Bände; Verlag Friedrich Pustet, Regensburg). Seine Forschungsschwerpunkte sind: Philosophie der Neuzeit (u. a. Deutscher Idealismus, Heidegger) und die Theologie des 19. und 20. Jahrhunderts (u. a. J. H. Newman, R. Guardini, K. Rahner, J. Ratzinger). Wichtige Publikationen: Zwei Auffassungen des Ethischen bei Heidegger, Regensburg 1987; Die Wirklichkeit Gottes. Eine Untersuchung über die Metaphysik und die Religionsphilosophie des späten Schelling, Regensburg 1989 (=Dissertation); Christlicher Glaube in der Moderne, Regensburg 2000; Die Selbstoffenbarung Gottes und der Glaube des Menschen. Eine Studie zum Werk Romano Guardinis, St. Ottilien 2002 (=Habilitationsschrift); Christliche Antworten auf die Fragen der Gegenwart. Grundlinien der Theologie Papst Benedikts XVI., Regensburg 2010; Neue Ansage des Glaubens. Papst Benedikt XVI. und das Projekt der Neuevangelisierung, Regensburg 2012; Konzil und Medien. Über den Glauben reden in einer veränderten Welt, Regensburg 2013 (Mitherausgeber).

**Ado Greve** ist Öffentlichkeitsreferent des überkonfessionellen Hilfswerkes Open Doors. Als Pastor einer Ortsgemeinde genauso wie in seiner langjährigen Tätigkeit für ein internationales Missionswerk erlebte er, wie das Evangelium von Jesus Christus einzelnen Menschen und auch ganzen Ländern Licht und Hoffnung und Befreiung bringt. Danach half er als Mitarbeiter einer christlichen humanitären Organisation extreme Not und furchtbares Leid von Menschen in von Kriegen und Bürgerkriegen zerrütteten Ländern zu lindern. In all den Jahren gab es auch Begegnungen mit Christen, die für ihren Glauben verfolgt und ins Gefängnis oder Arbeitslager verschleppt wurden. Auf eine Führung Gottes hin steht er nun verfolgten Christen als Mitarbeiter bei Open Doors zur Seite. Ado Greve ist verheiratet mit Sabine Greve und Vater von zwei verheirateten Kindern. Seit mehr als 25 Jahren verkündigt er Gottes Wort, um Christen in ihre Berufung zu führen und sie im geistlichen Wachstum zu stärken.

**Prof. Dr. jur. Konrad Löw** ist am 25. Dez. 1931 in München geboren; 1951-1955 Studium der Rechte; philosophische, historische und volkswirtschaftliche Studien; 1955 1. jur. Staatsprüfung; 1957 Promotion zum Dr. iuris: seit 1957 Lehraufträge (zunächst für Zivil- und Staatsrecht, dann für politische Wissenschaften an der Volkshochschule München, an der früheren Pädagogischen Hochschule München und an der Hoch-schule für Politik München) seit 1959 verheiratet mit Rita Löw, geb. Wagner; aus der Ehe sind fünf Kinder hervorgegangen; 1959/60 2. juristische Staatsprüfung: 1960-1964 im Dienste des Freistaates Bayern - Innere Verwaltung -; 1965-1972 im Dienste der Bundesrepublik Deutschland - Bereich Bundeskanzleramt -; seit 1968 Mitglied des Lehrkörpers der Hochschule für Politik München: 1972-1975 o. Professor für Politikwissenschaft Universität Erlangen-Nürnberg; seit 1975 o. Professor für Politische Wissenschaft, Universität Bayreuth (seit 1999 emeritiert); 1980-2004 Leiter der Fachgruppe Politik der Gesellschaft für Deutschlandforschung; 1990.2001 Mitglied des Vorstands der Internationalen Gesellschaft für Menschenrechte, deutsche Sektion: seit 2001 Mitglied des Kuratoriums der Internationalen Gesellschaft für Menschenrechte, deutsche Sektion; seit 1997 Mitglied des Vorstands des Vereins Allgemeines Wahlrecht e.V.; Forschungsschwerpunkte: Deutsches Verfassungsrecht, Marx, Marxismus, „Deutsche Demokratische Republik" (DDR); Christen:Juden; Deutsche:Juden.



**Prälat Prof. Dr. Lothar Roos** absolvierte 1955-1960 das philosophisch-theologische Studium an der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg im Breisgau, Luzern und am Priesterseminar St. Peter. 1960 erhielt er die Priesterweihe. Nach zweijähriger Vikarszeit machte er wirtschafts- und sozialwissenschaftliche Studien an der Universität Freiburg. Von 1964-1969 diente er als wissenschaftlicher Assistent am Seminar für Christliche Gesellschaftslehre der Universität Freiburg. 1969 promovierte er zum Dr. theol. mit dem Werk „Demokratie als Lebensform". 1969-1975 war er als Dozent und Subregens am Priesterseminar St. Peter bei Freiburg tätig. 1974 habilitierte er sich für die Fächer Christliche Gesellschaftslehre und Pastoraltheologie in Freiburg, u.a., mit dem Werk „Ordnung und Gestaltung der Wirtschaft". Von 1974 bis 2003 war er Hauptschriftleiter der Zeitschrift „Lebendige Seelsorge". 1975 wurde er zum ordentlichen Professor für Christliche Anthropologie und Sozialethik an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz berufen. Ab 1979 war er Professor für Christliche Gesellschaftslehre und Pastoralsoziologie an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität in Bonn bis zu seiner Emeritierung im Jahre 2000. Seit dem Wintersemester 2000/01 war er Professor für Christliche Gesellschaftslehre und Soziologie an der Gustav-Siewerth-Akademie in Weilheim/Bierbronnen. Seit dem Studienjahr 2001/02 a.o. Professor an der Theologischen Fakultät der Schlesischen Universität Kattowitz. Seit 1984 ist er Geistlicher Berater des Bundes Katholischer Unternehmer (BKU) und seit 1995 Päpstlicher Ehrenprälat. Er ist auch Vorsitzender der am 26.03.02 gegründeten Joseph-Höffner-Gesellschaft.

Prälat Roos ist Gründungsmitglied des „Heinrich-Pesch-Preises"; er engagiert sich bei der wissenschaftlichen Vereinigung Ordo Socialis.

Seit dem Jahr 2008 ist er mehrfach Referent beim Kongress Freude am Glauben gewesen.

Hauptarbeitsgebiete

- Geschichte, Erkenntnistheorie und Grundsatzfragen der katholischen Soziallehre.
- Ethische Grundlagen der politischen und wirtschaftlichen Ordnung.
- Anwendung der katholischen Soziallehre im Kontext unterschiedlicher Kulturen.
- Religions- und kirchensoziologische Fragestellungen.
- Zahlreiche Publikationen

**Dr. Christian Schulz**, geb. 1969 in Oberhausen; nach der allgemeinen Hochschulreife 1989 Studium der Theologie 1989-1991 an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster,1991 – 1992 Universität Salzburg; 1992 – 1994 Wilhelms-Universität Münster;
2008 Promotion (summa cum laude) an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Augsburg in Moraltheologie bei Prof. Dr. Joachim Piegsa: Dissertation: „Die Enzyklika ‚Humanae vitae' im Lichte von ‚Veritatis splendor'. Verantwortliche Elternschaft als Anwendungsfall der Grundlagen der katholischen Morallehre": gegenwärtig Habilitations-projekt an der Theologischen Fakultät in Lugano; 1997 Priesterweihe in der Diözese Feldkirch; 1997 – 2001 Kaplan in Lustenau-Rheindorf/A; 2001 – 2009 Pfarrer in Bartholomäberg, Innerberg und St. Anton im Montafon/A; 2009 Freistellung zum Dienst in der Diözese Regensburg, Pfarradministrator in der Pfarrei Mariä Himmelfahrt/Oberglaim; 2013 Pfarrer in St. Jakobus/Hahnbach OPf. mit Frohnbergwallfahrt

**Pater Gerhard Löffler OMI** ist Mitglied der Oblaten-Missionare und Priester am Wallfahrtsort Maria Vesperbild.
Veröffentlichungen:
Ganz schön bist Du, Maria Fe-Medienverlag
Bewegende Marienpredigten, Fe-Medienverlag

**Pater Martin Trieb OSB** wurde1935 in Reute bei Bad Waldsee geboren. Schon früh war es sein Wunsch, Missionar zu werden. 1957 trat Pater Martin in den Benediktinerorden ein und studierte in München Philosophie und Theologie. 1963 feierte er seine Primiz in Meckenbeuren.
Nach einem Jahr als Kaplan in Achenkirch (Tirol) folgten Jahre als Präfekt in den klostereigenen Internaten Dillingen, Laupheim und St. Ottilien. Er machte sich in der Medienarbeit fit und drehte mit seinen Schülern die ersten Filme. Später hat ihn das Kloster beauftragt, die Missionsarbeit in Afrika zu dokumentieren und in der Heimat zu zeigen. An die 20 packende und informative Filmdokumentationen drehte Pater Martin, so über die Arbeit der Missionare in Südafrika, Südkorea, Tansania, Kenia und Uganda.

**Der Fels** – Katholische Monatsschrift
gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC
Herausgeber: Der Fels–Verein e. V.
Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert
Bezugsadresse für den „Fels“:
Eichendorffstr. 17
D-86916 Kaufering
WEB-Adressen:
http://www.der-fels.de/
http://forum-deutscher-katholiken.de/
http://www.ik-augsburg.de/
http://www.ik-augsburg.de/htm/sommerakademie.html